

# Illustrierte Frauen-Zeitung

Hest 17.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hesten;  
vierteljährlich 2½ m.

Berlin, 1. September 1890.

Große Ausgabe mit allen Kupfern  
vierteljährlich 4½ m.

XVII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

## Im Schilf.

Novelle von Gerhard Walter (P. G. Heims).

**D**rei Monate beurlaubt innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches zur Wiederherstellung seiner Gesundheit". Da liegt Freud' und Leid nah' zusammen. Wenn man zweieinhalb Jahr draußen im Kreuzergeschwader in den Tropen als Wachhabender gelebt hat, dann sind drei Monate Urlaub zu Hause in Deutschland wahrlich ein gutes Ding. Wenn man aber, vom Klimasieber geschüttelt, im Heimathshafen ankommt und womöglich Einer mit der liebenswürdigen Redensart uns entgegentritt: "Mensch, wie seien Sie aus!" dann ist das ein böses Ding. Und wenn man dann den Urlaub im Stationsbefehl gelesen hat und sich fragt: "Wo willst Du nun eigentlich hin?" weil man auf Gottes weiter Erde außer einer Dogge mit gestutzten Ohren kein lebendes Wesen hat, das sich um Einen kümmert, dann ist das auch nicht sehr erfreulich.

So saß ich am Abend nach der Auferstehung, ziemlich übel gelaunt und körperlich und geistig heruntergekommen, auf meinem Sophia und trank ein Glas Constantia nach dem anderen, um meinen trübseligen Gedanken etwas Flug zu geben. Da, — wie ich im Geiste zwischen Wiesbaden und Homburg und irgend einem kleinen Neste an der Mosel oder Nahe immer noch hin und her schwankte, klopfte es an meiner Thür, und der brave Postbote legte grüßend einen grauen Brief auf den Tisch. Misstrauisch bezah ich mir das Ding von ferne; es glich einer verhüllten, umfangreichen Rechnung recht unangenehm. Allmälig rückte ich ihm näher und warf einen Blick auf den Poststempel: nein, in Zallersdorf wohnte sicher kein Gläubiger! Hatte überhaupt von diesem Neste noch nie etwas gehört in meinem Leben. Beruhigt und doch gespannt schnitt ich den Umschlag auf und las zu meinem maßlosen Erstaunen, daß ich wirklich und wahrhaftig da unten im Südosten unseres Vaterlandes noch einen bisher unentdeckten Onkel zweiten Grades bezah, der durch gewissenhaftes Zeitungs-Studium oder sonstwie die wertvolle Erfahrung gemacht hatte, daß ich mit der "Thusnelda" zurückgekommen sei, und nun, plötzlich sich der etwas verschlissenen "Bande des Blutes" erinnernd, mich einlud, auf seinem Gute, wenn ich auf Urlaub ginge, so lange mich aufzuhalten, wie ich Lust hätte. Jagd, Fischfang, Reitpferd, keine Kinder, guter Weinteller, — das lang ja Alles ganz verlockend; berühmt schöne Gegend und auf drei Meilen in der Kunde keine Garnison. Ich trank noch ein Glas Constantia und sagte mir: "Topp, alter Bursche, das gilt! Gehst's Dir nachher nicht, dann gehst Du halt wieder!"

Und ich ging. Und nun saß ich hier auf meinem Giebelstübchen mit dem weinumrankten Fenster und schaue hin über Wald und Feld, über Wiesen und Fluß bis an die fernen blauen Berge, um mich her ist es kirchenstill. Von ferne nur höre ich das Dengeln der Sensen aus der Heumaht. Bitternd liegt die warme, sonnige Sommerluft über den Wiesen, und wenn sich einmal ein leiser Windhauch hebt, dann trägt er ganze Wollen von Hundst mit sich davon und zum Theil zu mir in mein Zimmer herein. War wirklich ein guter Gedanke von Onkel Siegbert, mich hierher zu locken, komme von Tag zu Tag mehr auf den Domme

bei frischer Milch von der Kuh, Buttermilch und Erdbeeren und jungem Gemüse.

"Ich fühle Muth, mich in die Welt zu wagen,  
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen —"

Das heißtt, zunächst will ich mein leines Jädet anziehen und beim Heu helsen; dann wird mit ungeheurem Appetit zu Mittag gegessen, dann bis Bier geschlaßen, und dann wollen wir Zwei, Onkel Siegbert und ich, auf den See, um für morgen einen großen Hecht zu angeln. Tante Agnes, die gute alte Person, versteht ihn vortrefflich mit einer Rahm-Sauce anzurichten und inwendig mit siebenlei Kraut zu füllen. Seitdem sie weiß, daß er mit schmeckt, ist sie immerfort hinter

rade zwei Jahre her, daß ich das Tagebuch anfing, von dem nur die beiden ersten Blätter beschrieben wurden. Krause da eben in meiner Einsamkeit unter alten Papieren, und da fällt mir jener Anfang in die Hände. Habe ja Zeit heute Abend und will die Sache zum Schluss bringen.

Also es handelte sich um's Hechtangeln. Die Uhr über'm Portale hatte mit hellen Schlägen vier geschmettert, da wanderten wir Zwei langsam durch den warmen Nachmittag dem See zu. Onkel Siegbert pustete und that sehr verstimmt; das Wetter schien ihm unsicher, die Leute waren faul und nichtsnufig, es war viel zu still, als daß der Hecht heute beißen könnte, — aber im Grunde freute sein Herz sich doch auf das beste Vergnügen, das ihm das Leben bieten möchte.

In der kleinen Landungsbrücke lag, kunstvoll angefettet und schwer zu lösen, der Kahn: ein böser kleiner Seelenverläufer, der für schlecht' Wetter nicht recht gemacht schien. Und ich hatte schon gejehen, wie der gar nicht kleine See verhältnismäßig recht unangenehm werden konnte.

Heute lag er da wie ein blauer Stahlschild. Kein Hauch rührte sich mehr, seinen Spiegel zu fränseln. Die Luft war klar, so klar, daß ich die Ziegel auf dem rothen niedrigen Dache des Marlshäger Wohnhauses mit bloßen Augen unterscheiden konnte, und die Entfernung war doch gar nicht so gering. Links vom Hause hing weiß und unbeweglich in langen Reihen die Wäsche auf den Leinen, und auf der Spitze des Landungssteges drüber stand, ganz in Rosa, eine Frauengestalt. Ich sah das Alles noch, wie ich es damals mit schnellem Blide erschaut, während Onkel Siegbert schwitzend und schelend den Kahn losmachte. Meine Hülse wies er kurz ab.

Nun sahen wir endlich. Er vorn, ich achtern. Er die lange Angel hoch in der Rechten, langsam stippend, jetzt den Köderfisch schnell durch's Wasser ziehend, nun regungslos dastehend, gespannten Blides: sobald er einmal auf dem See war, war er auch bei der Sache. Dann konnte passieren, was wollte, und ob angesichts seiner ein Alter Heu umwarf, es kimmerde ihn nicht; er wollte nur "einen Biß" haben, sonst ließ ihn die Welt kalt. Ich ruderte ganz, ganz langsam, daß das kleine Boot mit denkbare geringster Geschwindigkeit über die blanke Fläche und längs des Schilfrandes hingetrieben wurde.

Wie war's da schön in dieser lautlosen Nachmittagsstille! Ich fühlte ordentlich, wie sie meinen draußen durch Dienst und Krankheit arg mitgenommenen Nerven wohlthat. Regungslos standen Schilf und Binsen; nur daß mein Nienen zuweilen raschelnd hineinführ in die lose, grüne Mauer, wenn ich ihr zu nahe gekommen war, ein Versehen, das jedes Mal durch ein unwilliges Brummen von vorn her gestraft wurde. Vor uns blühten, umgeben von den großen, grünen, schildförmigen, auf den Wellen treibenden Blättern, eine Menge weißer Wasserrosen; und es that mir ordentlich leid, als ich zwischen sie hineinfahren mußte. Einmal zog ich den backbordschen Nienen ein, um eine gerade erblühende Knospe abzubrechen. "Unsinn!" knurrte es vorn. "Bitte, aufpassen!"

Halb wie im Traume fuhr ich mit lautlosem Schlage längs des Schilfes hin; die Welt hatte hier etwas an sich von dem allgemeinen Schlaf im Märchen von Dornröschchen. Heiß schien von oben die Sonne; golden lag ihr Schein auf Wasser und Erde, brütend, dörrend, reisend. Der Wiederschein aus dem glatten Spiegel des See's fiel gleißend in die geblendet Augen. Die



Sagan. — Wallenstein's Portrait im Schlosse. — Siehe Seite 131.

ihrem Alten her, daß er zum Angeln fahren soll. Er meint es ja auch in seiner Art gut und ist riesig stolz darauf, bei den Nachbarn mit einem See-Offizier zu renommieren; aber den Gefallen, in Uniform zu erscheinen, habe ich ihm doch noch nicht gethan. Immerhin, man muß sich an ihn gewöhnen. Er ist ein alter Polterer und glaubt, wenn er nicht in einem fort brummt und mit tausend Donnerwettern d'reinfährt, daß er sich dann etwas vergiebt. Aber im Herzensgrunde ist er ein guter Gesell und bei den Nachbarn als Mann von Thatkraft und Mann von Wort angesehen, ja sogar beliebt als gefällig und hilfsreich, wenn auch immer in seiner rauhen Art. Nur mit dem alten Marlshäger drüber, jenseits des See's, kann er sich schlechterdings nicht vertragen. Die Beiden liegen sich beständig in den Haaren. Was geht's mich an! Hinaus!

Ja, so geht's: "Nimm Di nix vör, dann sleit Di nix fehl!" sagt man im Holstenlande. Es ist jetzt ge-

Lust über uns unter dem blaßblauen Himmel war ein Meer von Licht, und ganz oben badete ein Mäuse-Bussard sich in dieser Fluth von Glanz und Wärme, langsam seine Kreise ziehend. Aber auch unten, in unseren Gegendern, in Onkel Siegbert's und meiner Nähe, regte sich das Leben. Mit lautlosem Flügelschlage schossen die weißbaudigen Schwäbchen pfeilschnell über das Wasser hin. „Giebt noch schlecht Wetter,” kam es undeutlich von vorn her, „fliegen zu tief!” Zwischen den ansteigenden Kolben des Schilfes schwirrten im zuckenden Fluge buntshillernde Libellen, und jetzt sprang mit lautem Platzen ein raubender Hecht auf, — weit dehnten sich die Kreise, immer weiter auf dem blanken Wasser. Ich fühlte mich unendlich wohl, aber doch kam etwas wie Wehmuth und brennende Sehnsucht plötzlich über mich. Wonach? Nach der Welt draußen, der weiten, rastlosen, bunten, grausamen Welt? Nein, ich war froh, daß sie mich einmal losgelassen hatte! Aber nach einer anderen Welt, die ich mir selbst hätte bauen mögen, einer ebenso stillen, wie diese hier um mich her, aber nicht ganz so einsamen, nach einer Stätte, die ich mein eigen nennen könnte; einer ganz kleinen, eng umgrenzten, — und wenn's auch nur das Herz eines einzigen Menschen wäre, aber das mir ganz gehörte und mir ganz vertraute und mir alle Ruhe böte in der Unruhe der Zeit. Mein Blick schweiste hinüber zu dem Stege, auf dem die Gestalt in Rosa gestanden hatte. Ja, das Herz einer Frau! Jetzt wußte ich's mit einem Male, was mir fehlte, wonach ich mich sehnte, woher das Ungenügen kam, das mich quälte.

„Na, Fritz, wo wollen Sie denn hin?” wedkte mich rauh die Stimme Onkel Siegbert's. „Rudern Sie doch ordentlich!”

Da war er dahin, mein Traum. „Unsinn, heirathen!” dämpfte ich die lockende Stimme in mir und segte die Niemen tiefer ein. „Schulden bezahlen und keine neuen machen, ist verständiger! Eine, die kein Geld hat, kann ich nicht nehmen, und Eine, die's hat, kann auch noch manchen Anderen kriegen, als Dich!” Und wir fuhren weiter hin am Schilfrande des Sees.

Aber wir befanden keinen Biß, ob wir auch die ganze Strecke des Ufers, das zu zwei Dritteln zu Gerhardsruh gehörte, abgefahren hatten. Onkel wurde immer verdrießlicher. „Es will heute nicht!” murkte er. „Legen Sie sich 'mal in die Niemen und fahren Sie auf die Mitte, da, wo die lange Binsen-Insel aus dem Wasser ragt; da hab' ich früher manchen guten Hecht gefangen!”

Und richtig: kaum lag der Kahn seitwärts des grünen, unbeweglichen Röhrichts, da schnappte einer zu. Und es mußte ein tüchtiger Kerl sein, nach der Arbeit, die er uns machte, ehe wir ihn im Rehe hatten. Er turnte umher und schlug und machte Säze, daß es eine Lust war, und wir im Jagdeifer nur Augen für ihn hatten. Es war mörderlich heiß, und der Schweiß tropste uns von der Stirn.

„Ab! ab! In's freie Wasser!” schrie Onkel Siegbert. „Dass uns der Schlingel nicht in die Binsen kommt, dann ist er Heidi, und Schnur und Halen zum Kuckuck!”

Nun hatten wir ihn, nun mußte er heran, nun tauchte ich das Netz ein, — hei, wie er zappelte, — nun kam er über Bord, — und im selben Augenblide zuckte ein greller Blitz über den See, und ein schwerer, knatternder Donnerschlag rollte majestatisch über uns hin. Wir blieben auf. Ueber uns eine schwarze, dicke Wolle und ringsum dieses, zusammengeballtes Gewölk! Mit Windeseile war das Gewitter herausgezogen, und nun hauchte der erste Stoß des Sturmes über das Wasser, die blonde Fläche dunkel aufzräuselnd.

Nun konnte Onkel Siegbert aber Alles ertragen, nur kein Gewitter. Messer und Hecht entfielen seinen Händen, — er hatte ihn eben waidgerecht gepackt, um ihm die Klinge in's Gehirn zu stoßen, — das große Thier lag, wütend schlagnend, im Boote und schnappte boshaft nach meinem Halse.

„Schnell, Fritz!” schrie der Alte. „Schnell, was Du kannst, daß wir an's Land kommen; wir sind hier die einzigen erhabenen Punkte auf dem ganzen See!”

Er selbst sah eigentlich gar nicht erhaben aus, wie er dasaß, dunkelrot, die weiße Perücke schief gerückt; und kaum hatte er's gesprochen, da brach die Regenboe los, daß es auf die Planken des Bootes nur so prasselte, und rings um uns her die schweren Tropfen in's Wasser schlugen, daß es aussprang in hunderttausend kleinen Sprühern, und rauschend und rieselnd die Sündfluth sich über uns ergoß. Und jetzt wieder ein Blitz, lohender, blendender als der erste, schneller noch als vorhin der Donner mit mächtigem, majestatischem Krachen über den See fahrend.

„Halten Sie hinüber nach Marlshagen!” rief er. „Wir kommen nicht mehr nach Hanse und haben den Sturm entgegen! Einerlei, hier gilt keine Feindschaft! Sie holen sich ja den Tod, wenn Sie den Regen auf

die durchschwitzte Haut bekommen! Hier!” Und er warf mir die wollene Decke, auf der er gesessen, um die Schultern, ehe ich's hindern konnte. Recht hatte er übrigens, denn im Jagdeifer waren wir dem feindlichen Ufer ziemlich nahe gekommen und sehr fern von dem unsrigen; und das mit dem Heiter stimmte auch. Denn gerade so hatte ich es das erste Mal bekommen.

Hui, wie flog der Kahn jetzt durch die Wellen, daß er ordentlich Bugwasser mache! Nun waren wir der Landungsbrücke ganz nahe, — da dröhnte uns eine gewaltige Stimme entgegen. Ich schaute auf. Auf der Höhe des Steges stand jetzt statt der Frauengestalt in Rosa ein großer, breitschultriger Mann im schwarzen, triefenden Regenmantel.

„Bravo!” rief er uns zu. „Also so muß man den Nachbar nötigen, daß er mit seinem Gäste Besuch macht! Nur immer heran, meine Herren! So, reichen Sie mir den Haken!”

Ich glaube, Onkel Siegbert stand Judasqualen aus. Er kämpfte mit dem zappelnden Hechte unten im Boote, — jedenfalls eine willkommene Ableitung, um nicht aufzublicken zu müssen.

Nun hatte er das schnappende Unthier gebändigt. Mit einem Seufzer richtete er sich auf und lästerte nachlässig den Hut:

„Auf meinem Gebiete gefangen!” sagte er kurz.

„Bezwiese ich gar nicht!” lachte der Marlshäger, — „aber Sie sind jetzt auf meinem Gebiete gefangen, — und nun bitte: 'rein in die beste Stube!'

Rattata-ta! ging in diesem Augenblide ein Blitz draußen auf der Wiese nieder, — und Onkel Siegbert zog den Kopf zwischen die Schultern.

„Danke, danke, Herr Nachbar!” rief er, sehr viel milder gestimmt, und lief in kleinem Trab dem Hause zu. Wir zwei hinterher, ich noch immer in der weißen wollenen Decke.

Der Marlshäger nahm sie mir ab, als wir im Hausschlür standen. Ich war ziemlich trocken, aber der Onkel leckte wie eine Dachrinne.

„Bitte, gehen Sie dahinein!” Der Wirth riß eine Thür auf, — „und Sie, alter Herr, kommen mit in mein Schlafzimmer; Sie kriegen sonst wieder das Zipperein und ruinierten mir außerdem meinen neuen Sophia-Bezug!”

Etwas Unverständliches knurrend, folgte Onkel Siegbert. — Ich war allein und trat an's Fenster. Draußen war's halbe Nacht geworden. Da lohte ein Blitz auf und warf flammenden Lichtschein über den Weg vor'm Hause und über die Hecke, die ihn begrenzte und hinein in die Fenster, — so grell, daß ich mich abwandte, — aber in seinem leuchtenden, blendenden Scheine stand neben der Thür, die Hand noch auf dem Griffe, eine Lichtgestalt in rosenrotem Schimmer, — da brauste im selben Augenblide der Donner, als wäre die Erde gesprungen, und ich sah, wie die Lichtgestalt die eine freie Hand vor die Augen deckte und hörte, wie sie ganz deutlich rief: „O, das hat eingeschlagen!”

Zawohl: „Da schlug ein Strahl aus heiterer Höhe verjengend in mein Herz!” wie jener Trompeter sang. Wir sahen uns an, beide etwas fassungslos. So etwas Hübsches hatte ich lange nicht gesehen! Das ganze Mädchen zum Malen oder zum Anbeissen, je nachdem der Vergleicher mehr zum Idealisten oder Realisten neigte. Halb erstaunt, halb erwartungsvoll lag der Blick der großen, klaren blauen Augen auf mir, und um den frischen rothen Mund spielte ein entzückendes Lächeln.

„Habe ich die Freude, Herrn Kapitän-Lieutenant Herbert zu sehen?” unterbrach sie zuerst mit heller, wohlklangender Stimme die Stille, durch die nur das Rauschen der Regenströme und das dumpfe Rollen des dahinziehenden Donners zu hören gewesen.

Ich machte die standesgemäße Verbeugung, — also sie kannte mich schon und wußte von meinem Dasein! Das freute mich.

„Ich bin die Nichte des Herrn Merkel! Es ist mir lieb, daß wir Ihnen Obdach anbieten dürfen.”

Ich suchte meinerseits meinem Entzücken Worte zu geben; aber als Redner habe ich nie geglänzt. Da schallten draußen schwere Schritte. Die beiden Herrn traten ein. Onkel Siegbert in vollständig neuer Gewandung, die ihm aber bedeutend zu groß war. Mein reizendes Gegenüber machte ihm eine Verbeugung, die mir vollständig den Rest gab, und wie sie ihm die kleine, allerliebste Hand gab und dazu über weißen Zähnen lächelnd sagte: „Das war ja ein liebenswürdiges Gewitter, das Sie endlich einmal zu uns getrieben!” — da lachte der alte Griesgram ganz vergnügt auf und meinte, ihr ordentlich verliebt in die Augen schauend: „Sie kleine Wetterhexe Sie; ich glaube, Sie sind schuld daran, bloß um einen alten Mann zum Besten zu haben... Oder wollten Sie den Kapitän-Lieutenant da jagen?” setzte er leiser hinzu: „Der Kuckuck trau' den Mädels!”

„Rein, es war mir nur um den alten prächtigen

Bummel zu thun!” lachte sie freundlich; „um dem ewigen Gezänk ein Ende zu machen, darum habe ich ein bisschen Wetter gebraut!”

Und Onkel Siegbert, — ich war starr! — klopfte sie auf die blühende, weiche Wange und fuhr ihr mit der Hand über den blonden Scheitel:

„Möchte auch so 'ne kleine Dirn' zu Hause haben!” drehte er sich zu dem Marlshäger um; „verjagt Einem die Mücken und macht altes Blut jung!”

Der Marlshäger nickte. „Nun, Lieschen lauf nach unten und hol' uns ein paar Fläschchen Deidesheimer. Wollen 'mal anstoßen, Herr Nachbar!”

Onkel Siegbert grunzte vergnügt und ließ sich behaglich in's Sophia fallen. „Junge, da haben wir noch Glück gehabt!” sagte er gemütlich zu mir hinüber; „aber das Heu, das Heu, Herr Nachbar!”

„Wir machen's doch nicht trocken!” lachte der, — da kam Lieschen wieder herein, den ganzen Arm voll langhalsiger Fläschchen mit rothem Stanislopp.

„Nein, nein, — das geht nicht!” wehrte Onkel Siegbert sie halb ängstlich ab; „ich bitte Sie, wir betrünen uns ja hier, und meine Alte ängstigt sich tot!”

„Ich denke nicht!” tröstete Lieschen und sah ihm wieder so in's Gesicht, daß es einen ganz verständigen Mann verdreht machen konnte. — „Frau Gemahlin kennt ihren vorsichtigen, besonnenen Gatten, — nicht wahr? Und dazu in Begleitung eines sturmerprobten Seemanns, — was sollte Ihnen da wohl geschehen können?”

Glockenhell klangen die Gläser zusammen. Draußen spülten und rauschten die Regengüsse. Mir war sehr behaglich zu Muth. Die feuchte Regenluft wehte in das gemütliche Zimmer hinein, daß die weißen Vorhänge zuweilen wie losgerissene Segel in der Böe hereinflogen, und brachte Kühlung in die Schwüle, die alle Räume erfüllte.

„Spielen Sie Stat, Herr Kapitän-Lieutenant! Na, natürlich!” rief Herr Merkel.

„Bedauere!” mußte ich erwidern, „bin immer zu dummi dazu gewesen, jedesmal als hoffnungslos aufgegeben worden!”

„Endlich 'mal ein Herr, der nicht Stat spielt!” rief Lieschen vergnügt; „wart, Onkel, ich hol' Euch den Herrn Inspector; der kam eben auf den Hof geritten.”

Und hinaus war sie. Mir wurde es angenehm warm in der Herzgegend. Nun hatte ich Lieschen möglicherweise allein.

Und so kam es denn auch. — Es dauerte keine zehn Minuten, da waren die Herren derartig mit „ältestem Jungen“ und „Solo“ und „Null ouvert“ im Gange, daß die übrige Welt für sie tot war. Ich sah etwas gelangweilt zu, und Lieschen saß im vollen Lustzuge am Fenster und sang an zu nähern. Aber das große Stück Kattun blähte sich immer vor'm Winde.

„Der dumme Wind!” sagte sie und schlug das Zeug nieder auf den Schoß.

„Darf ich vielleicht das eine Fenster schließen?” fragte ich.

„Ach, wenn Sie wollten — ”

Ich klappete es zu und zog die Haken über.

„Langweilig, nicht wahr?” fragte Lieschen leise.

„Schredlich!” gab ich ebenso zurück.

„Holen Sie Ihr Glas und Ihren Stuhl hierher und erzählen Sie mir ein Bischen von Neu-Guinea; ein Better von mir ist da als Clerc ange stellt. Waren Sie auch dort?”

Ich segnete den Tag, der mich hingeführt hatte mit der Thusnelda! Ich saß ihr direkt gegenüber; nur das schmale Nähtschen trennte uns. Sie ließ Hände und Arbeit im Schoß ruhen und sah mich gespannt an, während meine Zunge bereit ward wie nie, und meine Augen ihre Schönheit tranken. So war Othello im Banne Desdemona's, — so hing Desdemona an der Lippe des Mohren.

„Ich beneide Sie!” seufzte sie tief auf und machte wieder einige Stiche an ihrer Arbeit, und ich that einen tiefen Zug aus meinem Glase. Und draußen rasselte und goß der Regen, und murrend zog der Donner dahin, immer schwächer werdend, wie immer matter der Blitz durch das Wolfendunkel zuckte. Solchen Blitz aber, wie der, in dem ich Lieschen zum ersten Male sah, giebt's nur einmal im Leben!

Sie sah wieder auf und griff nach der Flasche, um mein Glas zu füllen. Ich hatte sie wohlweislich mitgenommen. Ich ließ das reizende Mädchen gewähren. Was für eine Hand! Und das Beste war, — sie goß mit der linken Hand ein, — sie trug keinen Ring! —

„Blühen die Blumen dort nun wirklich schöner als bei uns?” fragte sie und blickte mir voll in's Gesicht. Und gar ein freundlich Licht strahlte mir aus den blauen Sternen. Ich schaute still versunken hinein. Da senkte sie leis erröthend die Wimpern und neigte sich über ihre Arbeit.

Ich sah hinaus; der Regen wurde schwächer. Dem Fenster gerade gegenüber saß aus der Hecke jenseits

des Weges ein tropfenschwerer, blühender Zweig einer wilden Rose. Ich deutete hinüber mit dem Finger.

„Sehen Sie da den Zweig, gnädiges Fräulein?“

„Ja! Und — ?“

„Wollen Sie's mir glauben, daß ich mich unter allem blühenden Tropengewächs oft geradezu gelehnt habe nach einem bescheidenen deutschen Heckenzöschchen mit seinem milden süßen Duft?“

Sie sah wieder auf und nickte lächelnd: „Ich kann's mir denken!“

Es hatte aufgehört zu regnen. Ich sah immer hinüber nach der Hedenrose, als hätte sie es mir angethan. So frisch, so zart, so lieblich, so jung duftig war Lieschen auch.

„Ich hätte wohl eine Bitte, Gnädige,“ begann ich zaghaft.

„Nun?“ fragte sie freundlich.

„Schenken Sie mir eine von den drei wilden Rosen da drüben zum Andenken an diesen Nachmittag!“

„Gern!“ rief sie fröhlich. „Kommen Sie mit!“

Tief holten wir Beide Athem in der weichen, kühlen, duftigen Luft, die uns draußen umwehte. Dann standen wir mit einander vor dem schwanken, nassen Zweige. Sie griff danach, — mit leichtem Schrei zog sie die Hand zurück.

„Was ist Ihnen, gnädiges Fräulein?“

„O, es thut so weh, — ein Dorn, — ganz tief,“ sagte sie und hielt mir ein Fingerchen hin. Ich sah ihn behutsam, — sie zuckte ein wenig.

„Darf ich — ?“

Sie nickte. Ich nahm eine Tuchnadel und wollte den bösen Dorn ausgraben.

„Thut's weh?“

„Nein!“ sagte sie tapfer.

Da war er heraus.

„Danke! Bitte, lassen Sie mich die Nadel sehen! Wie hübsch: ein Anker aus Eisen.“

„Geben Sie mir alle drei Rosen zum Lohn, — Rosen bedeuten Gutes.“

„Ja, Verschwiegenheit!“ lachte sie; „nein, wir haben nichts zu verschweigen; wenn Sie den harmlosen Blüthen einen Sinn unterlegen, gebe ich sie Ihnen nicht!“

„Tauhchen wir!“ bat ich liebebedingt. „Drei zarte Rosen gegen meinen eisernen kleinen Anker, — er gehört ja Ihnen, denn ein Tröpfchen Blut von Ihnen hat ihn geneckt und geweiht, und der Anker bedeutet —“

„Bedeutet Treue!“ fiel sie schnell und ernst ein, — „und was soll uns das? Gehen Sie so leichtfertig mit ernsthaften Dingen um?“

„Sagen wir treues Erinnern!“ gab ich zurück; „ich werde immer an diese Stunde denken.“

Sie brach schnell die drei Rosen. „Hier, morgen sind Sie verwelt und verlossen, das richtige Symbol für eine freundliche Tagesbekanntschaft, — besser als Ihr Anker.“

Ich stand beschämmt und doch beglückt vor ihr, die Blüthen in der Hand; da schallte lautes, zorniges Sprechen aus der Stube hinaus auf den Weg.

„Das verbitte ich mir, das ist gemogelt!“

„Wie können Sie so etwas behaupten?!“

„Ja, das kann ich und das thue ich, — das ist mein Stich!“

Traurig wandte Lieschen mir das Gesicht zu:

„Ach du lieber Gott!“ seufzte sie, „nun können Sie sich schon wieder nicht vertragen!“

Auch mein Herz schnürte sich zusammen.

„Woran liegt das denn?“ fragte ich, „es fing ja Alles so schön an.“

Ach, Sie machen immer Slandal, im Kleinen und im Großen!“ tönte aufgeregt die Stimme des Marthägers jetzt im tiefen, grosslenden Ton, „ich habe mich gefreut, Sie zu sehen und Ihnen die Hand zum Frieden zu bieten!“

„Ich will Ihre Hand nicht!“ rief Onkel Siegbert zurück, „Sie haben mich immer —“

„Oh, Oh!“ lagte Lieschen im jähren Schreck und schloß, ohne zu wissen, was sie that, die Finger um meine Hand zusammen, um Halt zu finden.

„Was wollten Sie sagen?“ brach der Marthäger im grimmen Zorne los.

Lieschen zitterte. Ich sah ihre Hand in meine beiden, — und drinnen tobte jetzt harter Männerstreit in einander überstürzenden Worten. Aber ich hörte nicht, was die Stimmen der Kämpfer riefen, ich sah dem bangenden Mädchen neben mir in das liebliche, blaue Gesicht: „Wollen wir auch Feinde werden?“ fragte ich und neigte mich zu ihr.

Sie sah zu mir auf aus großen, blauen, erschrockenen Augen:

„Weshalb denn?“ fragte sie einfach.

„Darf ich Sie wiedersehen, Fräulein Lieschen?“

„Unsere Wege werden sich nicht wieder kreuzen.“

„Aber wenn sie's thun, dann verjagen Sie mich nicht von Ihrem Pfad!“

„Warum sollte ich das?“ gab sie freundlich zurück.

Mein Herz schwoll in mir. Noch immer hielt ich die kleine, liebe Hand in der meinen, und es war, als ob ein Strom von Glück und Kraft und Hoffnung von ihr aus in mich überging. Langsam, den Blick in den des aufschauenden Mädchens gesenkt, zog ich die schlanken, kühlen Finger an meine Lippen: „Also gute Kameraden!“ sagte ich.

Sie lächelte traurig und nickte, — da erschien Onkel Siegbert aufgeregt in der Thür: „Fritz, komm!“ rief er, — er nannte mich zum ersten Male Dr. „Wir haben hier nichts zu schaffen!“

Da zog Lieschen schnell ihre Hand aus der meinen und ging rasch auf ihn zu.

„Aber, Herr Gerhard!“ sagte sie nur und sah ihn an.

Ihm wurde unbehaglich zu Muth: „Adieu, adieu!“ meinte er hastig und reichte ihr die Hand. „Sie sind ein Prachtmaedel, — schade, —“ und irgend eine Liebenswürdigkeit in den Bart murmelnd lehrte er schnell um und ging durch's Haus: „Komm Fritz!“

„Adieu, Gnädige!“

„Adieu, Herr Kapitän-Lieutenant!“ Und dazu ein Blick, als wollte sie sagen: „Ich kann ja nichts dafür, daß die Welt so dumm ist!“

(Schluß folgt.)

Rachdruck verboten.

## Sie weiß mit Blumen umzugehn . . .

Von Frida Schanz.

Hast du ihr Gärtlein schon gesehn?

Das hat nicht seinesgleichen!

Sie weiß mit Blumen umzugehn, —

Das ist ein gutes Zeichen.

Wie wild sie thut, wie stumm, wie schen,

Sie muß doch süße Gaben,

Muß innige und sünnige Treu,

Geduld und Ruhe haben.

Denn Blumen ziehn aus largem Land,

Nicht Feder bringt's zuwege,

Nur einer echten Frauenhand

Gelingt so zarte Pflege.

Mit flücht'ger Lieb' ist nichts geschehn,

Und nichts mit raschem Kosen.

Sie weiß mit Blumen umzugehn,

D'rüm blühen ihre Rosen.

Sie hat schon manchen wilden Dorn

Zu stolzem Stamm gebogen

Und hat aus manchem Samenkorn

Sich gold'ne Frucht gezogen.

Hat manchen übermuth'gen Trieb

Mit fester Hand beschritten

Und manchem franken Reis zu lieb

Mitleid'ges Weh gelitten.

Wie jung sie ist, wie wild sie thut, —

Das Alles wird sich geben, —

Trau' dem geliebten Übermuth

Gefrost für's erste Leben.

Hast du ihr Gärtchen erst gesehn,

Muß aller Zweifel weichen.

Sie weiß mit Blumen umzugehn . . .

Das ist das beste Zeichen!

Rachdruck verboten.

## Sagan.

Ein Städtebild von Max Heinzel.

Mit sechs Abbildungen von Otto Günther-Naumburg.

**S**agan, die Residenz des Herzogs Ludwig von Sagan und Balencav, ist in so vielfacher Weise interessant, daß ein Besuch der alten Fürsten-Stadt sich weit über alle Erwartungen hinaus lohnt.

Wenn wir durch den Tunnel des Bahnhofes auf die nach der Stadt führende Straße gelangt sind, entfaltet sich vor uns ein prächtiges Landschaftsbild. Das Auge blickt, rechts gewandt, auf eine schwelende, üppige Fülle von Grün. Ein Theil des herzlichen herzoglichen Parkes, dessen Auf bis über Deutschlands Grenzen hinaus gedrunnen, grüßt uns über den rauschenden Bober herüber, und in einem lieblichen Thale vor uns erhebt ein jüngeres Baumgeslechte, als das da drüben, seine haufenfrischen Wipfel.

Wir gelangen an die sandsteinerne Kaiser-Wilhelm-Brücke, ein mächtiges Bauwerk, und sind überrascht von dem überaus abwechselungsreichen Bilde, das sich zu beiden Seiten derselben vor uns aufrollt.

Da liegt die Stadt, in einen prächtigen Laubmantel gehüllt, mit ihren Fabriken, aus deren Schloten der Rauch zum sonnigen Himmel steigt, mit dem schäumenden Strom, der so oft schon

in trostiger Unbändigkeit sich über die Ufer ergossen hat und das anmutige Bild mit Silbersäden umrahmt! Wenn wir sodann das Pflaster der Stadt betreten, in der, nebenbei bemerkt, die Tuch-Industrie den Hauptvertrieb bildet und auch noch der Webstuhl des fleißigen Handwebers flappert, so finden wir wohl auf unserer Wanderung durch die Straßen noch dies und das an die Vergangenheit erinnernde Stück, aber, Alles zusammenfassend, müssen wir doch sagen, daß Sagan einen viel mehr modernen, als alterthümlichen Eindruck macht.

Wir stehen vor dem ehemaligen Augustiner-Kloster. Wir treten ein und gelangen bald in einen hochgewölbten, bunt bemalten Corridor, an dessen Wänden wir die Bildnisse vieler Äbte, unter ihnen auch das des Ignaz Kellinger erblicken, der 1758—1779 in diesen Räumen das Regiment geführt hat. Der verdienstvolle Gelehrte in seiner mächtigen Alonso-Berrücke, mit seiner hohen, zurückspringenden Stirn und mit dem energischen Ausdruck im Antlitz, eine schlanke Ercheinung, hat sich namentlich dadurch hervorgehoben, daß er das General-Landschulreglement für die Romisch-katholischen in den Städten und Dörfern des Herzogthums Schlesien und der Grafschaft Glatz ausarbeitete und ein Seminar in Sagan gründete, das eine Musteranstalt für andere wurde.

Wenige Schritte weiter gelangen wir in die Klosterkirche, die lebhafte Pfarrkirche. Das Hochleichenfest ist vorüber. Die Kirche prangt noch in grünem Schmuck, — Guirlanden hängen über uns, — verstreute Blumen liegen auf den Fleisen, — und ein würziger Duft von Weihrauch dringt uns entgegen. Das stillle Gotteshaus, an dessen Hochaltare die Begräbnung Maria's durch den Engel dargestellt ist, hat etwas ungemein Würdiges, andächtige Sammlung Erwachendes. Jetzt bewohnen die Klosterräumlichkeiten theils die Kirchenbeamten, theils hat sie das Königliche Amtsgericht inne.

Wir suchen nun ein kleines, unscheinbares Haus auf.

An seiner Stelle stand ehemals, wie uns eine dort angebrachte Inschrift meldet, der Thurm, auf welchem Johannes Kepler, die bahnbrechende Leuchte der astronomischen Wissenschaft, in den Jahren 1628—30 „die Gesetze des Himmels entdeckte“. Wie war Kepler nach Sagan gelommen? wird die Leserin fragen. Ein Wädiger und Gewaltiger, der vom Kaiser Ferdinand II. mit dem Fürstenthum Sagan belehnt wurde und hier residirte, Wallenstein, hatte ihn an seinen Hof berufen. Aber er, der sein Herz nach Schillers Wort „den dunklen Künsten“ zugewandt, „die keinen, den sie pflegte, noch beglückt“, fand in ihm nicht, was er suchte. Kepler war Wallenstein's astrologischen Phantastereien abhold, — sein wissenschaftliches Gewissen empörte sich dagegen, — und so kam es zur Trennung. Kurze Zeit später schloß ihm, der „die ungeheure Preßerin, die Roth“ so bitter kennen gelernt, der erlösende Tod die Augen.

Wir lenken nunmehr unseren Schritt nach dem Schlosse, der „größten Sehenswürdigkeit Sagan's“, hinter dem der von heller Sonne beleuchtete Park mit seiner ganzen bestreitenden Romantik sich ausbreitet.

Das gigantische, in einfachem Renaissancestil ausgeführte Bauwerk, zu dessen Hauptportal ein Brückenweg über den früheren Wallgraben führt, fesselt die Aufmerksamkeit sofort durch einen wunderlichen Schmuck über seinen Fenstern. Überall grinsen uns dort in allen Verzerrungen fröhliche Teufelsköpfe entgegen, neunundneunzig an der Zahl; — bei dem hundersten, der den furchterlichen Gottseibeiens selber darstellen sollte, erfaßte den Künstler, der die Masken dargestellt, ein so eisiger Schauder, daß er, wie die Sage geht, wanted und vermittelst eines Windstoßes von dem Vater alles Verderbens durch die Lüfte entführt wurde.

Wenn wir also dann die Räume des Schlosses, von denen das berühmte „Wallenstein-Zimmer“ mit dem Portrait des Gewaltigen abbildung eingefügt ist, in der Gesellschaft eines mittelalterlichen Edellehns durchwandern, so bedauern wir mehr und mehr, daß Alles so flüchtig, so in Eile gesehen werden muß. Welche Menge von Zimmern, — und welche schimmernde, strahlende Herrlichkeit in ihnen, — es ist fast, als ob wir in eine märchenhafte Welt verzaubert worden wären!

Die jammerten und seidenen Tapeten, die kostbaren, schweren Gardinen und Portiere mit ihrem stolzen Faltenwurf, die blitzen Kronleuchter, die funkelnden Juwelen und Kleinodien, die originellen Möbel, die prächtigen, von Meisterhand geschaffenen Gemälde, die entzückenden Schöpfungen aus Marmor, unter denen uns namentlich die anmutige Fischerin von Tadolini wunderbar anzieht, die Bästen und Statuetten von allen möglichen Berühmtheiten der Gedichte, Wissenschaft und Kunst: es ist zu viel, was da mit den Bildern ergripen und in die Erinnerung aufgenommen werden soll, — diese luxuriöse Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit, dieser fabelhafte Wechsel von Gegenständen, die alle unsere staunende Betrachtung herausfordern, verirrt förmlich!

Kehren wir noch einmal in das Zimmer desjenigen zurück, von dem wir mit Max in den „Piccolomini“ sagen können:

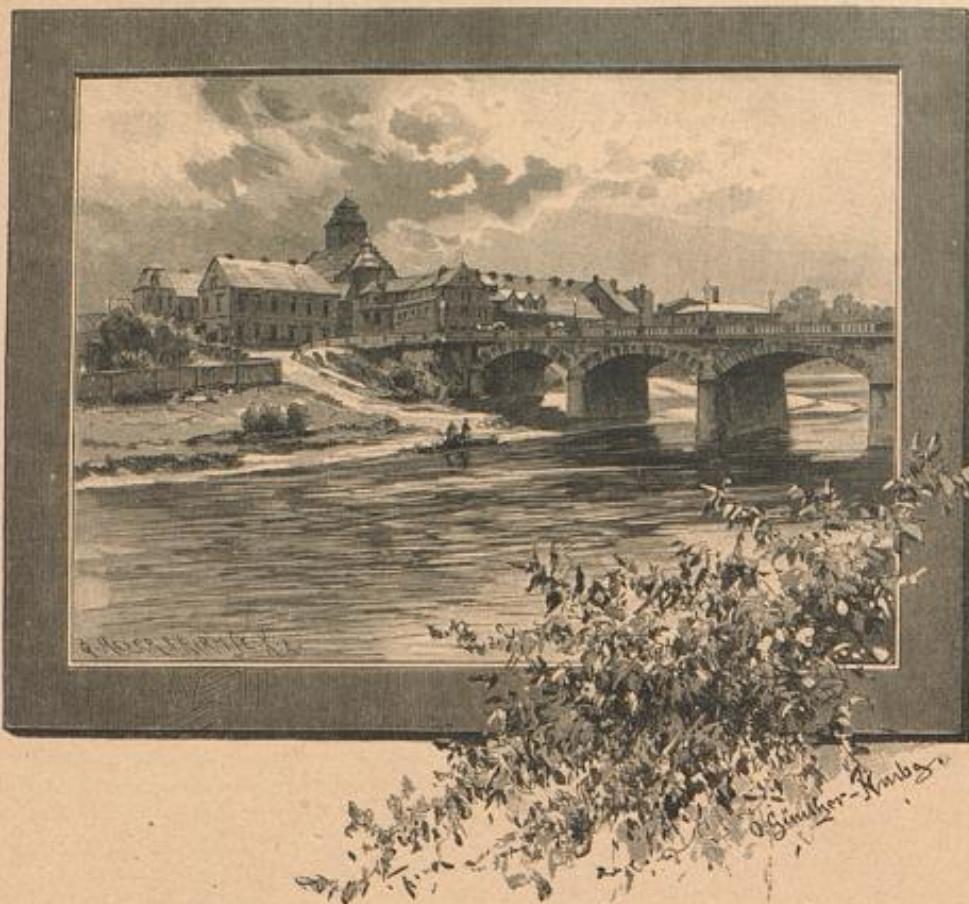
Der Geist war nicht zu fassen, wie ein and'rer —  
Wie er sein Schicksal an die Sterne knüpfte,  
So glich er ihnen auch in wunderbarer,  
Geheimer, ewig unbegriffner Bahn.

Das Zimmer ist dunkel tapiziert und passt so recht zu dem ernsten, sinnendenilde von „des Glücks abenteuerlichem Sohn“, der

— von der Seiten Gunst emporgetragen,  
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg,  
Und, ungefährt immer weiter strebend,  
Der unbezähmten Ehrucht Opfer fiel.

Hier hängt er vor uns, umgeben von seinen Feldherren, — da liegt auch das Horostow, mit dem er die Gestirne befragte, da stehen zwei Armstühle mit verblichenem, verschlossenem Leberzuge, die zu seinem Mobiliar gehörten — und da fällt unser Blick auf einen schlichten, einfachen Holzschnitt, der Wallenstein's Ermordung in Eger behandelt!

Für Sagan ist die Herrschaft Wallsteins nicht von Segen gewesen, obgleich er weitaus greifende Projekte für die Stadt plante und u. A. den Bober schiffbar machen und so Sagan zum Range einer Handelsstadt erheben wollte. Im Jahre 1631 ließ er das alte verfallene Schloss niederreißen und an seiner Stelle einen stark befestigten Brachbau aufführen, den reichen Mitt



Sagan. — Die Kaiser-Wilhelm-Brücke.

zwischen viel Rühmenswerthes geschehen war, 1786 in das Eigentum des Herzogs Peter von Kurland über, der den Schlossbau vollendete und alle Hebel ansetzte, um das Emporblühen der Stadt zu fördern. Ihm folgte die Erbprinzessin Katharina Wilhelmine, dieser ihre Schwester Pauline, Fürstin von Hohenlohe-Hchingen, und ihre endlich Dorothea, Herzogin von Talleyrand-Périgord, — 1844 — die Mutter Sr. Durchlaucht des jetzt regierenden Herzogs.

Diese Fürstin, die dem Portrait nach eine herzgewinnende Schönheit von umfragbarem Liebreiz gewesen sein muß, war auch durch die seltensten Vorzüge des Geistes und des Gemüths ausgezeichnet. Mit einem Nessen des berühmten französischen Diplomaten und Staatsmannes Talleyrand verheirathet, gründete sie sich durch Anlegung des Parks, der in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit zum größten Theile ihr eigenstes Werk ist, und durch ihre opferwillige, fromme Varmherzigkeit ein unvergängliches, unsterbbares Denkmal. Von diesem erhabenen Sinne, der ihr innerstes Denken erfüllte, zeugen die Dorotheenschule, das Dorotheen-Hospital und die von ihr umgebauten, in einen herrlichen Gottestempel verwandelten Kreuzkirche, in der ihre sterbliche Hülle, — sie verschied 1862 — ruht; ihre Liebe zu den Künsten und ihren feinmimmen Frauensleiß kann man an verschiedenen Malereien und Stidereien, denen man bei dem Besuche des Schlosses begegnet, schäzen lernen.

Ihr Sohn und Nachfolger, der 1811 geborene Herzog Napoleon Ludwig von Sagan und Balenzan, hat es als die Aufgabe seines Lebens betrachtet, das, was seine hohe Mutter mit so inniger Hingabe zur Natur geschaffen, den herrlichen Park, immer mehr zu erweitern und zu verschönern und ihn so zu einem wahrhaften Eden, zu einer Oase inmitten einer trostlosen Sandwüste, auszugestalten.

Rauchend verboten.

### Ueberraschungen.

Planderei von Frau Johanna.

**W**as es doch für verschiedenartige Gefühle sind, welche es in den Herzen der Menschen wachruft, das Wort: Ueberraschungen! Gehört das Herz zufälligem Menschenkind von achzehn Sommern an, dem Alter, „wo die Welt wird schöner mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch werden mag“, so hat es gar verführerischen Klang, es zaubert vor die Seele Bilder unverhoffter Freuden, Bilder unerwarteten Glücks. Ein duftender Strauß wird uns gehandt, — der Geber hat sich nicht genannt und doch flüstert eine innere Stimme uns mit fabelhafter Sicherheit seinen Namen zu; ganz unvermutet erhalten wir eine Einladung zu einem Ballfeste, das im Besonderen „himmlisch“ zu werden verspricht; Bäckerchen beglückt uns unverhofft mit einem längst ersehnten Schmuckgegenstände, und was den herrlichen Dinge mehr sind, die ein Mädchenherz entzücken und die es unter der Rubrik: „freudige Ueberraschungen“ registriert. Allmählig freilich lernen wir begreifen, daß das Gefühl, welches am Morgen uns die



Sagan. — Klosterhof.

nur vorüberrollt, auch vor ihrer Thüre hält, sich ein Freund Lampe aus demselben in ihre Küche verläuft, oder eine liebe Schwester oder Cousine vom Lande ihr ein Zeichen freundlichen Gedankens sendet in Gestalt delikater Würstlein vom letzten Schlachtfest. Wer nun aber etwa meint, es sei immer etwas Schönes um eine Ueberraschung, der irrt gar gewaltig. Es gibt Menschen, welche durch die mannigfaltigsten Erfahrungen belehrt, Alles, was dem Begriff einer Ueberraschung gleichkommt, mit einer Art Misstrauen betrachten, die sogar von einer nervösen Angst beim Klange dieses Wortes befallen werden, und wenn der im täglichen Leben so oft

Brunst geschwellt, der neue Tag müsse etwas ungeahnt Herrliches bringen, gar oft trügerisch war; still und ruhig geht die Zeit dahin nach des Tages gleichgestellter Uhr, und mit den verrinnenden Jahren lernen wir unsere Ansprüche auf Ueberraschungen mehr und mehr bescheiden, nicht allein bezüglich der Zahl, sondern auch die ganze Vorstellung von dem, was wir uns als Ueberraschung wünschen, nimmt eine andere, meistens viel vorsichtiger Gestalt an. Sind es in der goldenen Zeit der ersten Jugend mindestens die Wunderdinge aus „Tauend und eine Nacht“, — so ist für, seien wir diplomatisch und sagen für etwas reifere Jahre, besonders das

gehörte Stoßzusitzer an das Ohr schlägt: „Das war ja eine recht angenehme Ueberraschung.“ — das Eigenschaftswort betont und recht gedehnt ausgesprochen, — der mag sicher sein, daß dem armen Sieblichen mit Ueberraschungen im Leben schon recht übel mitgespielt wurde. Oder meint Ihr etwa, unser Freund, der Justizrat, sei durch das unerwartete Erlebnis fürzlich besonders erbaut gewesen? Das allerliebste kleine Mädchen nannten ihn Vater; wer wollte es ihm verdenken, daß er, als Herr Klapperstock sich abermals ankündigte, nun mit völiger Gewißheit den Stammhalter erwartete? Von einer kurzen Geschäftsreise kehrt er heim, und schon auf halber Treppe hört er seiner Mutter Stimme: „Welche Ueberraschung! „„Ist der Junge etwa da?“ ruft er atemlos und, von trüber Ahnung erschau, sieht er hinzu: „doch nicht wieder ein Mädchen?“ „Gleich zwei,“ ist die kleinlauten Entgegnung.

Nun, nicht jedem ergibt es ja gleich also, wie unserem armen Freunde, aber wohl für alle Menschen hat das Leben da und dort eine unliebsame Ueberraschung in Bereitschaft, und diesen gegenüber bleibt uns nun nichts Anderes übrig, als „das Unvermeidliche mit Würde tragen“. Doch dann gibt es noch eine Kategorie anderer Ueberraschungen, mit viel Angst und Verdrüß im Gefolge, der so leicht vermieden werden könnte: ich meine diejenigen, welche wir Menschen uns unter einander bereiten, mit der besten Absicht zwar, die aber, ach, wie oft, einen gar lästigen Verlauf nehmen!

Der Herr des Hauses hilft heute einen Collegen „wegessen“, und so geringer Beliebtheit sich dergleichen Feste auch sonst bei seiner Gattin rühmen dürfen, die heutige Feier wird mit einer gewissen Freude begrüßt. Sie will die Abwesenheit des strengen Eheherrn gut nützen, — es wird großes Reinmachen für den Tag angelegt, und wehe, dreimal wehe auch dem kleinsten Stäubchen im dunkelsten Winkel! Moltke selbst

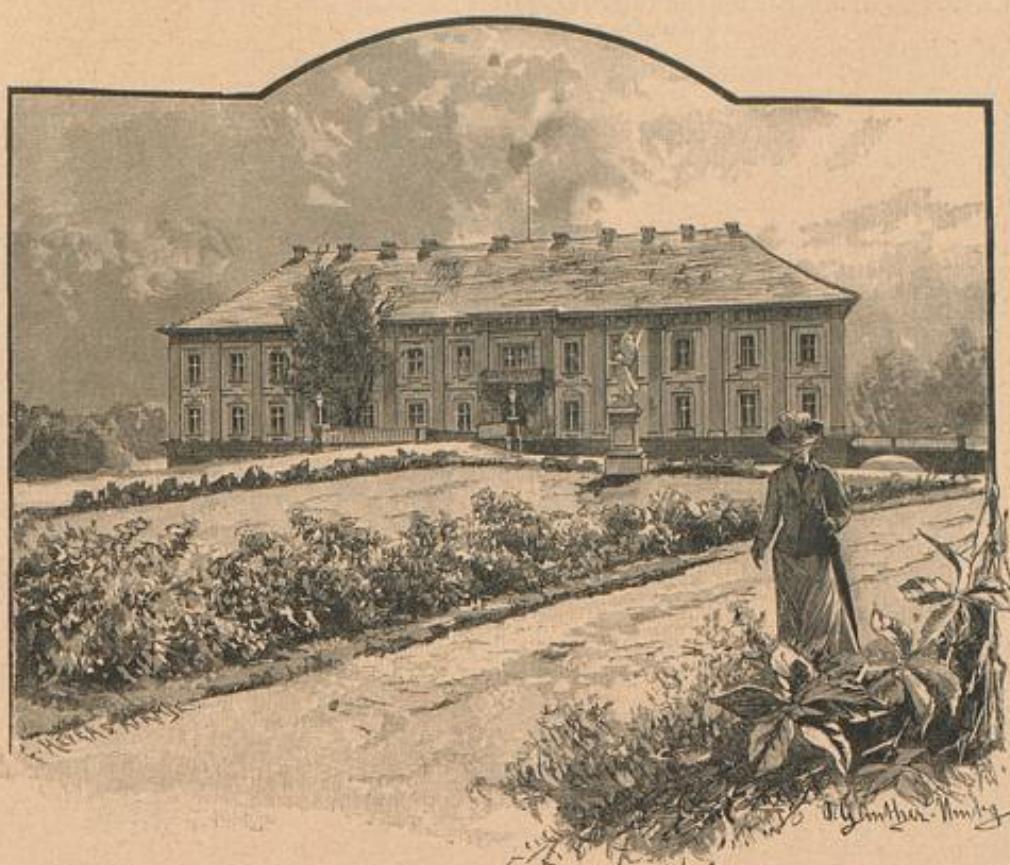


Sagan. — Das Augustiner-Kloster.



Sagan. — Das Wallenstein-Zimmer im Schlosse.

fann seine Schlachtpläne nicht sorgfältiger ausgearbeitet haben, als unsere Hausfrau den ihren für den heutigen heissen Tag. Schon wohnt in den öden Fensterhöhlen das Grauen, die Thüren sind ausgehoben, und Wasserdämpfe und ein lieblicher Duft nach Seife durchströmen die ganze Wohnung. Die Hausfrau hantiert, mit Staubtuch und Federbeinen bewaffnet, in schwedenisprechender Toilette umher, — da läutet die Flurglocke. Die Parole: „Nicht zu Hause“ ist für den ganzen Tag zwar ausgegeben, aber es ist ja kaum zehn Uhr Morgens, Besuch kann es mithin nicht sein, und beruhigt läßt man das Mädchen, das sein etwas ballerettenartiges Kostüm schnell ein wenig ändert, nachsehen, was es wohl giebt. Eine längere Unterhaltung im Flure folgt; schon beginnt man unruhig zu werden, da kommt das Mädchen verlegen mit dem Bescheid zurück, mehrere Herrschaften von auswärts wollten auf der Durchreise vorsprechen und ließen sich nicht abweisen. Es sind ja sehr liebe Bekannte, und unter anderen Umständen würde ihr Besuch aufrichtige Freude hervorgerufen haben, aber heute, bei dem trostlosen Chaos in den sonst so behaglichen Räumen, bei dem Gedanken an das „Aufgewärme“ zu Mittag, zermartert sich das Hirn der freundlichen Wirthin, während sie mit sehr gemischten Gefühlen ihre Gäste begrüßt, in der Frage: „Was sollst Du ihnen wohl vorziehen?“ Und die innere Angst preßt ihr die Worte aus: „Warum habt Ihr Euch denn nicht angemeldet?“ Dafür erhält sie denn auch die trostreiche Antwort: „Wir wollten Euch überraschen, Herz, und verhindern, daß Du Dir um-



Sagan. — Der Wallenstein-Flügel des Schlosses.  
Siehe Seite 131.

nötige Umstände machst.“ Diese Überraschung, diese verringerten Umstände werden der Armerin aber noch lange in Erinnerung bleiben! —

Ein anderes Bild: Weihnachten in Sicht und mit diesem die für Frau Käthe so hochwichtige Frage: Was schenkt Du wohl Deinem Herzliebsten? Etwas recht Schönes muß es selbstverständlich sein, aber auch etwas, von dem er keine Ahnung hat, — eine rechte Überraschung. Stückereien schmücken schon so viele brauchbare und unbrauchbare Gegenstände, — halt, ein Bücherkranz fehlt uns noch; unsere fröhlichen Werke leiden auf den Büchergestellen ohnehin sehr, o, das wird eine große Freude geben! Und, glücklich über ihren herrlichen Plan, spart und spart sie nun für das Geschenk, sie verzichtet zum Besten desselben sogar mutig auf eine neue Toilette und wird nicht müde, sich ihres Gatten Freude auszumalen. Zu gleicher Zeit überlegt der junge Ehemann: Was wähle ich nur für mein Frauchen zum Rechte? Sie ist ein etwas poetisches Gemüth, das keine Wünsche äußert, sie will eine vollkommen Überraschung. Wie wäre es mit —? Heureka, ein Bücherkranz! Den können wir gut brauchen, und die Hauptfahrt ist: von diesem Gedichte wird sie nicht das Geringste ahnen! Er bestellt nun einen recht schönen Bücherkranz und sie — geht hin und thut dergleichen: Neder ist glücklich über seinen Gedanken, am Weihnachtstage selbst giebt es des Scherzens und Lachens, des Heimlichthuens kein Ende. Jedes baut dem Anderen in einem besonderen Zimmer auf, und Beide freuen sich, wie sonst mit Kinder es können, auf den Augen-



Morgen-Andacht. Von Paul Höfer. — Siehe Seite 135.  
Photographische Verlag der Photographischen Union in München.

bild des Bescherens; endlich erkönt die Klingel, und, o Schrecken, jedes steht vor einem stilvollen, nagelneuen Bücherschrank. O, diese Überraschungen!

Aehnliche Misserfolge haben wir auch oft bei Hochzeitsgeschenken zu verzeichnen. Ein glückliches Pärchen laden uns ein zu „seines Lebens schönster Feier“; nichts natürlicher, als daß wir ihm das neue Heim mit einer Gabe der Liebe schmücken helfen wollen! In einem Luxuswaren-Geschäft lassen wir uns etwas für unseren Zweck geeignetes vorlegen, jedenfalls etwas recht Schönes, vor Alem das Aller-neueste, und nehmen nach getroffener Wahl das angenehme Bewußtsein nach Hause, daß wir dem jungen Paare eine rechte Herzensfreude bereiten werden. Nun sind außer uns aber noch viele Andere zur Hochzeit geladen, noch viele Andere wählen zur Morgengabe das „Aller-neueste“, und so kommt es schließlich, daß das Brautpaar mit demselben Gegenstand in so und so vielen Exemplaren „überrascht“ wird. Unsere Mütter würden von den Hochzeitsgästen mit unglaublich vielen Zuckertüten, Butterplatten, Kuchenlöcken beglückt, in unserem „stilvollen“ Zeitalter regnet es förmlich altdänische Krüge, Schalen und Champagnerfläuler, — wenn der Keller junger Ansänger auch meist alles Andere aufweist, nur keinen Sei. — und als Aller-neuestes scheinen Ösenküpfe an der Tagesordnung zu sein. Wenn bei einer lärmenden Stättgehabten Hochzeitsfeier auch der erste und zweite große Freude hervorriet, so entlockte der dritte der Braut schon einen leisen Seufzer, und wenn sie schließlich auch alle Dosen ihrer Zimmer mit Schirmen umgab, so blieben ihr doch immer noch drei, — sage und schreibe drei Stück, — übrig, für welche sie auch beim besten Willen keine Verwendung wußte. So mancher liebe Wunsch blieb der jungen Frau infolgedessen unerfüllt, und wie viel mehr Freude hätte sie gehabt, wenn die Hochzeitsgäste sich bei ihr Nahestehenden ein wenig nach ihren Wünschen erfündigt hätten, selbst auf die Gefahr hin, daß ihr Gedächtniß dann auch vielleicht keine Überraschung mehr geweisen wäre!

In's Endloge könnte man von verunglückten Überraschungen erzählen, ja, ich bin sicher, daß fast alle meine lieben Leserinnen aus ihrem eigenen Leben von solchen zu berichten wüssten; angefischt solch häufiger Misserfolge löst uns die Überraschungen also als ein Mittel zum Zweck betrachten, das nur mit äußerster Vorsicht anzuwenden ist, und nicht umsonst wären diese Zeilen gezeichnet, wenn sie dazu beitragen sollten, auch nur ein einziges Menschenkind zu bewahren vor den unerwünschten Folgen einer sogenannten „Überraschung“.

Nachdruck verboten.

### Ja.

Von Julius Weil.

**S**o war ein schönes Paar: der statthafte Mann mit dem ergrauten Haare und den leuchtenden Augen in dem seinen Gelehrten-Gesicht, und das schlankse Mädchen, das an seinem Arme hing. Wer ihnen begegnete, weidete sich an diesem Bilde, das so starke Contraste bot und doch so harmonisch, so herzerquickend wirkte, und in dem Grunde, der dem berühmten Manne der Wissenschaft galt, lag zugleich eine stumme Huldigung vor der Schönheit seiner anmutigen Tochter.

Professor Förster war Alterthumsforscher und zwar ein auch über die Grenzen des Universitäts-Wiechbildes hinaus berühmter. Sein Hauptwerk: „Die Kunstanalysen des Alterthums“ hatte bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen erregt und seitdem nicht aufgehört, als eine grundlegende Arbeit über antike Cultur zu gelten. Damals, als er das Buch in die Welt hinausschickte, nannte er sich den glücklichsten Mann. Die beste der Frauen war sein Weib geworden, und ihr Name stand auf dem ersten Blatte seines Buches, wie in seinem Herzen ihr Bild die erste Stelle einnahm. Dann waren fröhliche Jahre gefolgt, und das reine Glück seiner Ehe wurde kaum getrübt durch die Fügung des Schicksals, daß seines Kindes Spiel und Lachen sein Haus durchhalle. Doch auch dieser Segen sollte ihm beschieden werden. Zehn Jahre schon waren die Gatten verbunden, als ihnen ein Töchterchen geboren wurde, das der übergliedliche Vater, in Erinnerung an die schöne und gelehrte Tochter des berühmten Juristen Giovanni d'Andrea, Novella nannte.

Ihr Erscheinen war in der That eine große Neuigkeit, ein wunderbares Ereigniß für das stillsche Schreibenshaus; mit Jubel ward es begrüßt, aber ach, bald jämmernd beklagt. Denn nur wenige Wochen nach der Geburt des Kindes wurde die Mutter von einem plötzlich ausbrechenden Fieber jählings bingerafft. Als der Professor aus der langen, furchtbaren Belästigung des Schmerzes erwachte und an das Bettchen trat, um diejenige zu sehen, die ihm die süßeste Freude und zugleich den bittersten Schmerz bereitet, da lächelten ihm die holden Züge der Mutter entgegen. Tiefe erschüttert beugte er sich über das schuldlose Wesen, und indem er es fuhr, gelobte er, daß dem Kinde seine ganze Liebe, sein ganzes Leben gehören sollte.

Seitdem blieben sie unzertrennlich, der alternde Mann und das erblühende Kind. In den häuslichen Verhältnissen des Professors änderte sich nichts; eine der Familie treu ergebene Magd besorgte das Hauswesen und die Pflege des Kindes, das in ihrer sorgfältigen Wartung auf's Glücklichste gedielt. Als dann mehrere Jahre hingegangen waren, riet man dem Professor, eine Erzieherin für die Tochter zu nehmen, aber aus einem Gefühl der Eiserneucht lehnte er diesen Rath ab; er mochte sich mit Niemandem in die Wiebe des Kindes theilen. Ich will, erklärte er, selbst sein Erzieher sein! Es war wohl eine ungewöhnliche Art der Mädchenerziehung, welche die kleine Novella genoß, aber der Professor war weit entfernt, etwa ein Experiment mit ihr zu machen; es kam ihm nur darauf an, Geist und Gemüth des Kindes so zu bilden, wie es seinen Idealen entsprach, und es zeigte sich wiederum, daß, wenn vielfach der weibliche Geist dem männlichen untergeordnet erscheint, dies nicht sowohl die Folge einer geringeren Artung des ersten, als vielmehr das Ergebniß seiner besonderen Ausbildung ist. Novella's Unterricht war hinsichtlich der Lehrgegenstände wie der Methode ein männlicher, und da sie eine starke Begabung und den besten und zugleich zärtlichsten Lehrmeister bezog, so zeigte sie in einem Alter, in dem der Jüngling erst die Fähigkeit zu selbständigem Studium gewonnen hat, eine Fülle des Wissens, ja der Gelehrsamkeit, daß sie nicht ohne Grund den studentischen Beinamen des „kleinen Professor Förster“ verdiente. Man wußte, daß sie an allen Forschungen ihres

Vaters Anteil nahm, in seine Pläne eingeweiht und wenigstens bei den Vorarbeiten zu seinen Schriften mitthäufig war; Manche wollten sogar in einzelnen Partien die zartere Färbung ihrer feinen Darstellungswerke erkennen. Niemand aber würde es gewagt haben, gegen Novella Förster den Vorwurf des Unwürdigens zu erheben, und wenn je ein solcher erhoben worden wäre, ein Bild auf ihre mit allem Zauber der Anmut geschmückte Erscheinung, in ihr blühend frisches Gesicht mit den klugblättrigen sanften Augen hätte ihn Lügen gestraft. Der gesellige Verkehr des Professors war ein geringer und beschränkte sich auf weniger Familien aus den Kreisen der Universität; hin und wieder sah er auch jüngere Gelehrte zu vertraulichen Abendunterhaltungen, die freilich regelmäßig den Charakter wissenschaftlicher Discussionen annahmen, bei sich. Allein weder Vater noch Tochter empfanden diese Beschränkung als einen Mangel. Zu dem hohen Geiste des Vaters aufzublicken, an seinem Schaffen teilzunehmen, ihn sorgend zu umgeben, war für das schöne Mädchen das vollkommenste Glück, und des großen Gelehrten innige Wünsche hatten nur den einen Inhalt, daß ein gütiges Geschick ihm die Tochter erhalte, in der er die Genossin seiner Arbeit und zugleich das zärtlichste Kind, das Licht seiner Tage erblicke.

Aber das Leben mit seiner Unruh und Wittern ist ein Feind völkerlicher Beschaulichkeit und auch in den stillsten Winkel drängt es sich Friedenstörend ein. An einem Sonntage war es, als der Dozent der Rechte, Doctor Halle, sich in feierlichem Gewande bei dem Professor Förster einfand. Dieser, nichts Arges ahnend, — denn Doctor Halle war ihm bekannt, und es kam nicht selten vor, daß auch Angehörige anderer Facultäten ihn um Rath in wissenschaftlichen Fragen angingen, — empfing den Besuch mit gewohnter Höflichkeit, erschraf aber nicht wenig, als der selbe noch einigen verlegenen Einleitungsworten kurz und bündig um die Hand des schönen Fräulein Novella Förster anhielt. Er starrte den Nebenden eine Zeit lang an, ehe er ein Wort der Erwiderung fand, erst als Doctor Halle betroffen fragte: „Mein Antrag scheint Sie sehr in Erstaunen zu setzen, Herr Professor?“ — raffte er sich zu der Antwort auf:

„Aber, mein lieber Freund, sie ist ja noch ein Kind!“

Doctor Halle lächelte.

„Mit neunzehn Jahren, Herr Professor?“ fragte er.

„Gewiß! gewiß!“ beiherrerte der Professor in größter Verlegenheit. Was wollte er denn nur sagen, um den Mann von seinem Vorhaben abzubringen? Er hatte sich noch nie in einer ähnlichen Situation befunden, und daher that er eine Neuerung, die unter bewandten Umständen sehr merkwürdig war. „Lieber Herr Doctor Halle,“ sagte er, „thun Sie mir persönlich den Gefallen, — lassen Sie Ihren Plan fallen, ich bitte Sie herzlich darum!“

Zugleich sah er, um seine Bitte zu bekräftigen, die Hand seines Gastes und schüttelte sie mehrere Male kräftig und freundlich. Dieser verlor jedoch seine Ruhe trotz dieser bedenklichen Wendung nicht, er fragte nur sehr höflich:

„Sie lehnen also meinen Antrag definitiv ab, Herr Professor? Darf ich so unbescheiden sein, zu fragen, ob im Einverständnis mit Ihrem Fräulein Tochter?“

„Keineswegs! Keineswegs!“

„Und würde ich von Ihrer Güte erbitten dürfen, mich nach einer Rücksprache mit derselben nochmals zu bescheiden?“

„Wenn Sie es wünschen!“

„Damit begnüge ich mich und danke Ihnen von Herzen für Ihre freundliche Gesinnung, Herr Professor.“

Hierauf empfahl er sich. Der Professor setzte sich nieder, nahm sein graues Haupt in beide Hände und fragte sich, ob er geträumt habe. Man wollte ihm sein Kind, das beste Theil seines Lebens rauben, — nicht mit List und Gewalt, sondern in aller Form Rechtes, auf dem einfachen Wege eines Heirathsantrages! Mit seinem Gedanken hatte er bis jetzt an diese Möglichkeit gedacht; da sie plötzlich so nahe gerückt erschien, schlug sie ihn förmlich zu Boden. Ein Gefühl der Hülfslosigkeit, des Verlassenseins erfüllte ihn wie damals, als er sein Theuerstes begraben mußte.

Aber ein Trost wußte ihm von fern und rückte ihn wieder auf. Novella war ja von ganz anderem Schlag, als andere Mädchen sonst sind; die Bücher, die Wissenschaft gingen ihr über Alles, waren ihre einzige Liebe! Was kummerten je die Männer und ihre Wünsche? Sie würde herzlich lachen über diesen ersten Freier und über alle folgenden.. Über alle? Wer weiß? Wenn erst ihr ahnungsloses Gemüth auf diese Dinge hingelenkt wurde, vielleicht — ! Am besten daher, man verschwieg ihr das Vorgetrage ganz, — wenn nur nicht dieser Doctor Halle etwas so Bestimmtes, so Dringliches in seiner Art hätte, daß man fürchten müßte, er würde es bei dem ersten Angriff nicht bewenden lassen! — Indes je länger der Greis nachdachte, desto sicherer wurde er des schließlichen Ausgangs. Das Kind würde große Augen machen und sagen: Ich weiß nicht, was dieser Mann will, gehen wir zu unseren Büchern! So und nicht anders konnte ihr Bescheid lauten.

Des Abends also, als Beide ihr Tagewerk fast beendet hatten, schob der Professor seine Arbeit ein wenig beiseite, erhob sich und begann so harmlos gleichgültig wie möglich:

„Denke Dir, Kind, Doctor Halle hat mir heute einen Besuch gemacht!“

„So? Doctor Halle?“ verjezte sie zögernd.

„Ja, er blieb eine ganze Zeit. Wenn Du wüßtest, was er wollte! Merkwürdig! Sehr merkwürdig!“

Sie richtete ihre Augen auf ihn, fragte aber nicht, was für ein „merkwürdiges“ Anliegen es gewesen sei, das Doctor Halle vorgebracht hatte. Der Professor schritt darauf einige Male im Zimmer auf und ab, als wogte er's nicht, so verwegene Dinge unmittelbar unter ihren Augen auszusprechen und jagte dann mit plötzlichem Entschluß:

„Kun, Du würdest es niemals errathen, Novella. Dieser wunderbare Heilige wollte, — mit einem Worte: er hat um Deine Hand angehalten. Was sagst Du dazu?“

Über das schöne Gesicht des Mädchens ging ein jähres Erträumen, und die Lippen senkten sich schnell über die eben noch so lebhaft strahlenden Augen. Sie schämte sich, dachte der Professor triumphirend, indem er sie beobachtete, ich sagte es ja, sie ist noch ein Kind! Und dann wiederholte er seine Frage:

„Was sagst Du dazu, Novella?“

Und jetzt kam von den Lippen des noch immer mit gesenkten Blicken dastehenden Mädchens ein leises: „Ja!“

„Ich meine, was Du zu dem thörichten Antrage des Doctors sagst?“

Und wieder antwortete Novella, diesmal aber schon etwas zuverlässiger: „Ja!“

„Du hast gewiß nicht verstanden, um was es sich handelt, mein liebes Kind?“ sagte der Professor, an sie herantretend. „Doch der Doctor um Deine Hand angehalten, — um Dich

geworben hat, — Dich zur Frau haben will, — was Du dazu sagst, Novella?“

„Ja, Papa!“

Sie sprach es ganz herhaft, schlug ihre Augen auf und sah ihren Vater mit leuchtenden Blicken an. Der Professor fuhr bestürzt zurück. Hatte er recht gehört? Das war ein bewußtes, von vollkommenem Verständniß der Sachlage zeugendes Ja gewesen und seine Tochter hatte es gesprochen, — sein Kind, das vom Heirathen ja keine Ahnung haben konnte, — und doch haben mußte, nach ihrem Ja zu schließen! Schüchtern und ängstlich begann er daher von Neuem:

„Du wolltest, Novella — ?“

„Wenn er mich haben will,“ verjezte sie, „ich sage ja, von ganzem Herzen ja!“

„Aber Novella! Kind! Ein fremder Mann fragt, ob er Dich heirathen darf, und Du sagst ohne Besinnen: Ja, wenn es ihm beliebt, so bin ich bereit?“

„Aber, Papa!“ rief sie, indem sie ihren Arm schmeichelnd um seinen Hals legte und ihr erglühendes Gesicht an seine Brust lehnte. „Aber, Papa, er ist mir ja längst kein Fremder mehr — und —“

„Und?“

„Und wir lieben uns von Herzen, Papa!“

„Von Herzen — ,“ wiederholte der Professor mechanisch. „Ah — .“ Er war so bestürzt, daß ihm die Antwort fehlte. Wie war es denn möglich, daß sich ihr Sinn urplötzlich aus jessenden Studien heraus zu so — so fremdartigen Dingen wenden konnte? Wie war das möglich? Er seufzte auf und ging, gedantenvoll und leise vor sich hinmurmelnd, durch das Zimmer. Endlich sagte er wie gebrochen:

„Also Ihr seid einig? Was soll ich denn nun noch dabei?“

„O, Papa, wie kannst Du so sprechen?“ Sie ergriff seine Hand und führte sie zärtlich.

„Ja, was wird jetzt aus mir werden, Novella?“ fuhr er fort. „Hast Du auch daran gedacht? Wie solltest Du?“

Eine rührende Bangigkeit klang aus seinen Worten, und dem Mädchen drang dieser Ton bis in's innerste Herz. Thränen stiegen in ihren Augen auf, und von heftiger Bewegung ergriffen, schmiegte sie sich an ihn und flüsterte:

„Ich Dich verlassen, mein lieber, lieber Papa!“

„Nein, nein, mein Kind,“ begüte der Professor die leise Ergrittere. „Ich sagte ja nur so, ich weiß ja, Du bleibst meine gute Tochter, — und ich — nun, es ist ja das Schicksal des Vaters, daß sie von ihren Kindern verlassen werden und einjam ihren Weg zu Ende gehen. Ich hatte es beinahe vergessen, wie ich vergessen hatte, daß Du ein Weib, ein führendes Weib seist — .“

„Nichts, nichts auf der Welt wird uns trennen, Papa,“ sagte sie darauf fest.

„Du meinst es gut, Novella, ich weiß es. Aber ein anderer Wille entscheidet jetzt über den Deinigen.“

„Keines Menschen Wille wird mich von Dir trennen, Papa!“

„Und Doctor Halle, Dein — ?“

„Ach, es ist ja längst unter uns ausgemacht, daß Du bei uns bleiben mußt, und ich mein Assistenten-Amt bei Dir weiter bekleide, wenn Du damit einverstanden bist, Papa!“

„So, so,“ sagte der Professor und sah staunend auf seine gelehrte Tochter und nach einer Pause fragte er lächelnd: „Wenn also Alles so schön geplant ist, was soll ich ihm für eine Antwort geben, wenn er wieder kommt?“

„Ja, Papa!“

Nachdruck verboten.

### Psychologische Mode-Studien.

Ein Beitrag zur Geschichte der Moden.

Von Dr. Wilhelm Stöß.

**S**ein tieferes Studium der Geschichte der Moden läßt einen innigen Zusammenhang derselben mit der gesamten Geistesentwicklung der Menschheit erkennen. Die Aufgabe, eine vollständige Geschichte der Moden zu schreiben, würde gleichzeitig sehr bedeutend sein mit der Aufgabe, die allgemeine Cultur-Entwicklung der Menschheit zur Darstellung zu bringen. Man hätte hierbei zwischen Tracht und Mode eines Zeitalters wohl zu unterscheiden. Der Typus der Tracht ist zähe und beständig, die Mode launenhaft und veränderlich. Man kann die Tracht mit einem Baume vergleichen, der sich im Laufe der Jahre nur wenig verändert, die Mode mit den Blättern derselben, die hervorpriezen, grünen, wellen und absallen und fortwährend das Spiel der Veränderungen von Neuem beginnen. Eine Geschichte der Moden würde die Entwicklungsgeschichte der einzelnen Völker, einer Geschichte der Tracht eine allgemeine Weltgeschichte entsprechen. Eine Wechselwirkung zwischen der Denk- und Gefühlsweise und der Tracht und Mode bei verschiedenen Völkern ist schon bei oberflächlicher Betrachtung leicht zu erkennen. Man vergleiche z. B. die Uebereinstimmung der leichten Kleidung mit dem leichten Tone im Verfahre, Musik und Literatur nach der großen Revolution in Frankreich. Ein ähnlicher Zusammenhang der Mode mit dem Geiste der Zeit und dem Charakter eines Volkes ist schon oft behauptet und nachzuweisen versucht worden. Aber die Moden nur als historische Symbole betrachten, ihre Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte und ihre Schwankungen, Ausartungen und Bizarretten von einem einzigen Gesichtspunkte aus beurtheilen zu wollen, würde versetzen sein. Eine vollständige Geschichte der Moden müßte all' die kleinen Zufälligkeiten, welche große Wirkungen erzielt haben, und die durch Klima, Mangel und Noth, Handelsvortheile und Gewinnsucht, Gefallsucht und Eitelkeit, das Bestreben, Körperliche Gebrechen zu verdecken, Schönheits- und Kunstzweck veranlaßt worden sind, berücksichtigen. So ersaß Heinrich II. von England die Spitzschuhe von zwei Fuß Länge, weil er dadurch einen Auswuchs an seinem Fuße verbergen konnte. Hadrian ließ sich den von Caesar und Augustus abgeschafften Bollbart wieder wachsen, um Warzen in seinem Gesicht zu verdecken. Die Schimpflästerchen oder Mouches, postillons d'amour genannt, sollten ursprünglich Warzen und Geschwüren verdecken, die gorges postiches und die Tournures andere Körperliche Mängel erzeigen. Der Puder sollte graue Haare, und die Perücke Kahlfäste verheimlichen. Letzterer Umstand hat schon den Satiristen der Römer willkommenen Stoff zu beifenden Epigrammen gegeben. Erzählt doch Martial, wie eitle Römer den Mangel der Haupthaare zu verdecken suchten, ja er plau-

dort bei dieser Gelegenheit von einem Maler, der sich aus Mangel an Geld bunte Strümpfe auf die nackten Beine gemalt habe. Ferner haben der einträgliche Handel mit Spitzen und Edelsteinen, das Verdienst der Schneider und Hutmacher bei wechselnden Moden und dergl. schon oft die Schwankungen der Mode beeinflusst, und sie thun es noch heute. Noch mehr mögen Eitelkeit und Gefallsucht dies gethan haben. Aus dem Schönheitsgefühl der Frauen aller funstverständigen Völker, z. B. der Griechen, erklärt sich sehr leicht der Zweck, den jede Frau zu allen Seiten mit ihrer Kleidung, bewußt oder unbewußt, zu erreichen strebe, nämlich zu gefallen.

Es geht aus diesen wenigen Andeutungen hervor, wie zahlreich die Nebenumstände sind, welche berücksichtigt werden müssten, wollte man eine Geschichte der Moden schreiben. Hauff sah in seinem Buche „Moden und Trachten“ diese Aufgabe folgendermaßen zusammen: Man müßte es verstehen, im Frauen Gewebe vom Zusätzlichen, vom Launenhaften und Ephemeren den eigentlich mythischen Faden zu verfolgen, und zwar für das Ganze der Tracht und jedes einzelne Stück derselben. Man müßte darin, wie Mützen und Wämser eines Volkes, so gut als seine Eroberungen und seine Verluste, seine Größe und sein Verfall das Fazit einer Rechnung sind, deren Elemente, Wille und Nothwendigkeit, den Zeitgenossen verliehen und vom Geschichtsschreiber nur annähernd gesäßt werden können. Kein Geschichtswerk ist bis jetzt einer solchen Aufgabe auch nur im Entferntesten gerecht geworden. Durchblättert man die größeren Werke dieser Art, so sind alle entweder als reichhaltige und mühvolle Sammlungen unzusammenhängenden Materials oder nur als Fragmente zur Lösung der genannten allgemeinen Aufgabe zu betrachten. Auch in Folgendem soll mir ein kleiner fragmentarischer Beitrag zu dieser großen Aufgabe gegeben werden. Er möge dazu anregen, die einzelnen Erscheinungen auf dem ungeheuren Gebiete der Moden einmal von einem höheren Gesichtspunkte aus, als gewöhnlich, zu betrachten. Man hat oft genug von der Wechselwirkung zwischen Außenem und Innenem, zwischen Kleidung und Geist geredet, ohne nach einem nothwendigen und hinreichenden Grunde dieser Wechselwirkung zu forschen.

Rehmen wir einen langen Stab in die Hand und streichen mit dem unteren Ende derselben über eine rauhe Fläche, so empfinden wir jede Unebenheit so genau, als wenn wir mit unserer Hand selbst, ohne Vermittelung des Stabes, die Fläche berührten. Der Druck, den der Stab ausübt, pflanzt sich gleichsam durch den Stab hindurch fort bis zu unserer Hand. Wir glauben die Hand bis zu dem unteren Ende des Stabes verlängert und dasselbst die Unebenheit der Fläche mit der Hand selbst zu empfinden. Es findet also gleichsam eine Erweiterung unserer Empfindungsfähigkeit um die Länge des Stabes, eine Ausdehnung unserer geistigen Gegenwart über die Grenzen unseres Körpers hinaus statt.

Wie über die Fläche der Hand, so ist über unsere ganze Haut ein System höchst empfindlicher Nervenfasern verzweigt. Denken wir uns an irgend einer Stelle unseres Körpers eine ähnliche Verlängerung, wie den Stab in der Hand, z. B. an unserem Fuße eine übermäßig lange Schuhspitze oder am Kleide eine lange Schleife, so wird unsere geistige Gegenwart gleichsam bis zur Schuhspitze auf der einen und bis an das Ende der Schleife auf der anderen Seite ausgedehnt werden. Ebenso werden wir unsere geistige Gegenwart bis zur Spitze eines in der Luft schaukelnden Helmhauses, im Umfang eines Reisefisches, bis an die Enden von Hand- und Ohrgehängen, von Schleppfächeln und dergl. erweitert fühlen. Jede bewegliche Ausdehnung und alle Anhängsel von unserem Körper, wie wallendes Kopf- und Barthaar, Schleppen und schwankende Tournüren, Hüte und Perrücken, Ohr-, Hand-, Arm- und Fußgehänge u. s. dehnen unsere geistige Gegenwart über die Grenzen unseres Körpers um so weiter hinaus, je größer sie sind.

Wir erwähnten bereits, daß der Grund hierfür zunächst in den über unseren ganzen Körper verbreiteten Hautnerven zu suchen ist. Diese Nerven mit ihren Tastkörperchen, welche die eigentlichen Organe der Druckempfindungen sind, befinden sich an den einzelnen Hautstellen in sehr verschiedener Anzahl. Es läßt sich durch Versuche nachweisen, daß diejenigen Körperteile, an welchen wir mit Vorliebe Schnürsachen und schwankende Kleidungsstücke zu tragen pflegen, reicher an Nerven und Tastkörperchen sind, als die, welche wir seltener oder gar nicht damit belasten.

Sieht man nämlich die beiden Spitzen eines Zirkels zugleich auf die Haut, so empfindet man sie bei verbundenen Augen da als eine einzige Spitze, wo nur wenig Empfänglichkeit für Druckkreuze vorhanden ist, während sie an anderen, mehr empfänglichen Stellen deutlich als zwei unterschieden werden. So empfindet man am Rande der Lippen und an den Fingernägeln bei einer Entfernung der beiden Spitzen von einer halben Linie deutlich zwei Berührungen, während es an Armen, Beinen und am Rücken Stellen gibt, die zur Unterscheidung eine Zwischen-Entfernung bis zu dreißig Linien verlangen, sodass also die Fingernägel z. B. einen sechzimal feineren Rauminnern haben, als der Rücken. Aus zahlreichen Versuchen habe ich ermittelt, daß die Stellen unserer Haut, an welchen die Reize am stärksten wahrgenommen werden, gerade diejenigen sind, an welchen mit Vorliebe Schnürsachen getragen werden. So fand ich, außer Lippen und Nase, Ohren, Stirn und Kopfhaut, wo die meisten Kopfbededungen den Körper berühren, Finger, Fußzehen, Handgelenke, namentlich auch die Hüften, wo die Kleider ihre Reizstellen haben, bedeutend empfänglicher als den Rücken und die meisten Arme- und Beinstellen. Die höchst sensiblen Hautstellen der Lippen und Nase wurden von vielen Völkern des Alterthumes und werden noch jetzt von uncivilisierten Völkern als Träger mannigfaltiger Schnürgegenstände benutzt.

Es liegt nun wohl der Schluss nahe, daß gerade diejenigen Personen durch Ausdehnung ihrer Kleidung und zahlreiche Schnürgehänge ihre geistige Gegenwart auszudehnen streben, welche es nötig haben, d. h. welche in sich eine gewisse geistige Leere, einen Mangel geistiger Thätigkeit empfinden. Man kann sich zu diesem Schlusse um so leichter bewegen finden, da gerade diejenigen Personen, welche an Ausschweifungen in Schnür und Kleidung das Exorbitante zu leisten pflegen, erfahrungsgemäß über einen geringen Fonds geistiger Fähigkeiten zu verfügen haben. In der That pflegen gesetzte Männer gegen solche, die sich mit Armbändern und dergl. verzieren, im Vorans eingenommen zu sein und sie als gedenkhaft und geistig unbedeutend zu betrachten, wenn auch zu jedem Urtheil der Umstand mit beitragen mag, daß diese Art Schleiertracht in früherer Zeit als Abzeichen der Narren und Possenreicher galt.

Man könnte an unserer Schlussfolgerung Anstoß nehmen, weil das weibliche Geschlecht, im Gegensache zu den Männern, in Vergierungen oft Übermäßiges zu leisten pflegt. Dabei ist

jedoch zu erwägen, daß der Schwerpunkt der weiblichen Thätigkeit in der Regel weniger in das Gebiet geistiger Arbeit fällt, als dies bei den Männern der Fall ist. Ueberhaupt möchte ich die obige Schlussfolgerung nicht unbedingt ausgesprochen haben. Auch dem geistig großen Menschen kann eine solche Erweiterung oft angenehm fühlbar sein können und eine gewisse Befriedigung gewähren. Die sonst schwer begreiflichen Ausschweifungen der Mode, wie sie im Tragen der Schleppen, Kieftrope, Shawls, Perrücken, Locken, Haarbeutel, Zöpfe, Mützen, Hüte, Halsketten, Hand- und Knie-Manchetten, Widelstrümpfe, Gamaschen, Schnabel- und Schnallenstrümpfe u. s. v. hervortreten, finden von dem von uns entwickelten Gesichtspunkte aus eine naturgemäße Erklärung. Fühlt sich nicht schon der Knabe als Soldat, wenn er sich einen Federbusch aufgestellt hat, und die Kückin mit Tournüre und Schlepptuch als „grädiges Kind“?

Können wir nun, was wir von einzelnen Perioden gefragt haben, auf ganze Völkergruppen ausdehnen? Wäre dies berechtigt, so hätten wir auf einmal ein Mittel, aus der Kleidung verschiedener Völker auf ihre geistigen Fähigkeiten und aus der Entwicklung der Trachten und Moden eines Volkes im Laufe der Geschichte auf die Geistesentwicklung desselben zu schließen. Von diesem Prinzip aus würde die Geschichte der Moden, die wir durch Bildwerke aller Art mit Sicherheit bis in die entferntesten Zeiten verfolgen können, zugleich eine Cultur-Geschichte der Völker sein, und wir hätten den höchsten Standpunkt, von dem aus eine Geschichte der Mode geschrieben werden könnte, erreicht. Natürlich dürften alle die Umstände, die wir oben als von großem zeitweiligen Einfluß auf die Moden bezeichnet haben, nicht außer Acht gelassen werden. Die Thatache, daß sich die Tracht eines Volkes Jahrhunderte hindurch festgehalten hat, während die Mode fortwährend Schwankungen unterworfen ist, würde sich aus der Beharrlichkeit der Volks-Charaktere und aus dem innerhalb derselben unanhörlich statuindenden Wechsel vorherrschender Geistesrichtungen und Persönlichkeiten erklären.

Es kann nicht im Entferntesten daran gedacht werden, an dieser Stelle eine erschöpfende Lösung des aufgestellten Problems zu versuchen. Es mögen nur einzelne Punkte hervorgehoben werden, welche geeignet erscheinen, unsere Ansicht zu bestätigen, und die vielleicht Anregung zu weiteren Studien geben können.

Schon ein oberflächliches Studium der Geschichte der Moden bei allen Völkern des Alterthumes zeigt in den ersten Perioden und zur Zeit des Höchstpunktes ihrer geistigen Entwicklung neben Einfachheit in Kleidung und Schmuck eine Steigerung des Luxus, und als Anzeichen eines drohenden Verfalls kann fast regelmäßig eine Überladung an Schmuckgegenständen angegeben werden. Aus dem Mittelalter sei nur erwähnt, daß mit der Mitte des zwölften Jahrhunderts der Gebrauch von Schnürsachen bedeutend abnahm, und daß seit dem Ende derselben Jahrhunderts die Männer Hand- und Armbänder gänzlich von sich wiesen, um sie allein dem weiblichen Geschlecht zu überlassen, ja, daß im folgenden Jahrhundert selbst bei den Frauen dieser Schmuck wenig beliebt war. Die Lust am Schmuck, die allen Völkern eigenhüttlich ist, sicherlich nicht nur eine Folge der Eitelkeit und Gefallsucht.

Wir haben für den Gebrauch des Schmucks sowohl, wie für den der unzähligen verschiedenen Kopfbedeckungen und aller anderen Anhängsel an unsere Gliedmaßen eine viel nähere Begründung gefunden. Die meisten Mode-Schriftsteller haben, da sie einen ausreichenden Grund für die offensbare Übereinstimmung zwischen Kleidung und Charakter nicht anzugeben wußten, zu trivialen Redensarten ihre Zustand gekommen. So sind Ausdrücke wie: „das unauslösbare Schwanen der Federbüche ist ein herrliches Symbol des weiblichen Charakters“, oder „der Haarbeutel ist das Symbol einer wundervollen Zeit“, durch nichts motiviert Gemeinplätze. Wir behaupten dagegen: der einzige Grund der vielen, theils zierlichen, theils unverhältnismäßig großen, beweglichen Zubüze oder Anhängsel an unserem Körper ist darin zu finden, daß sie uns das angenehme Gefühl einer über die eigentlichen Grenzen unseres Körpers erweiterten geistigen Gegenwart verleihen. Und aus der größeren oder geringerer Neigung, solcherweise seine geistige Gegenwart auszudehnen, haben wir auf die geistige Entwicklung der Träger genannter Bissgegenstände zu schließen.

Noch einige charakteristische Beispiele. Unter Ludwig XIV. wucherten die Monstrositäten der Perrücken. Er schuf im Jahre 1665 nicht weniger als achtundzwanzig Chargen von Hof-Perrückens. Das geistig frische und thatkräftige sechzehnte Jahrhundert war verschwunden und ihm in Kunst, Wissenschaft und Staatsleben ein oder Dogmatismus gefolgt. Was Wunder, wenn all' die pedantischen und hohen Köpfe den Haarmuth ungeheuer Perrücken nötig hatten, um sich nur gewaltig groß zu fühlen!

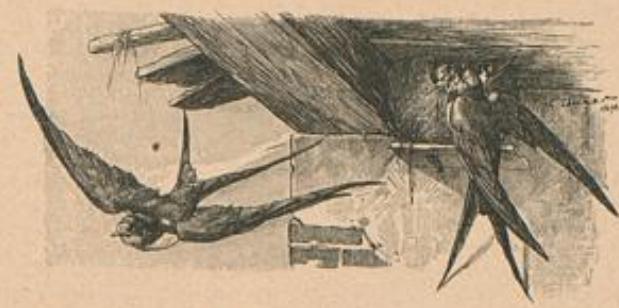
Um 1680 trug man in Paris die ungeheuren Perrücken-Berge, welche über die Schultern bis zu den Hüften herabfielen und unter deren Last die Träger fast zusammenbrachen. Zu den Perrücken, den „ellenhohen Locken“, kamen dann noch die „ellenhohen Soden“. Haben wir doch Ahnenbilder, von denen uns das Gesichtchen der Ahnfrau gerade aus der Mitte zwischen Kopf und Achseln heraus anlächelt. Friedrich Wilhelm I. war es, der 1713 an seinem Hof die Perrücken abschaffte, und die Stürme der Geistesfreiheit einer neuen Zeit wehten sie schließlich überall bis auf die letzte gepuderte Rose davon.

Ferner spricht für unsere Ansicht, daß die scheibenförmigen Spanischen Halsketten mit dem dreißigjährigen Kriege entstanden; daß Rafael, Kaiser Maximilian, Götz von Berlichingen, Georg von Frundsberg, Ulrich von Hutten u. A. schlicht herabhängendes Haar trugen; daß um 1350, zur Zeit nach der großen Pest, wo eine gewaltige Leere in der Welt herrschte, neben den langen und weiten Gewändern, den sogenannten „Tapperten“, ungeheure, von Männern und Frauen getragene Schnabelschuhe allgemein auffanden. Das Beispiel eines Großen könnte kaum hinreichen, die Verbreitung einer solchen, höchst ungewöhnlichen Extravaganz zu rechtfertigen.

Eine ließere Aufzählung von der Entstehungursache der Mode-Ausschweifungen gibt zugleich einen Grund an für die sonst unerklärliche Thatsache, daß Vernunft und Moral so oft vergeblich gegen den Terrorismus der Mode gekämpft haben. Die Mode ist stets allgewaltig und unbesiegbar geblieben, und niemals hat es sich unmöglich gezeigt, gegen den Strom zu schwimmen, als hier. Mit der Erkenntniß einer tieferen, in dem Charakter des einzelnen Individuum sowohl, als in dem ganzen Volker begründeten Ursache, ist es daher am klügsten, jeden Widerspruch aufzugeben und mit Chesterfield zu sagen: „Der Weise verachtet die Mode, hält aber mit.“

Rauchdruck verboten.

### Practische Winke für die Reise.



**Für Eisenbahn-Nachtfahrten.** — Wer jemals, sei es nun im Hochgebirge der Alpen, sei es am weißen Dünenstrand der Ostsee, oder wo sonst auch immer, eine höhere Lusttour gemacht hat, der wird das Bedenken kennen, welches Platz greift, sobald man nach anstrengender Wanderung den engen Stiefel oder Schuh mit dem bequemen Pantoffel vertauscht. Nun vollends, wenn das Schuhzeug drückt, was doch nicht zu den Seltenheiten gehören soll, — dann wünschen die Hausschuhe als Erlösung. Gute Dienste leistet sie auch bei langen Nachtfahrten auf der Eisenbahn. Man fühlt sich am nächsten Tage noch einmal so frisch, wenn man während der Nacht die Füße ihrer festen Bekleidung entledigt und sie in gut passende Pantoffeln gestellt hatte.

Als vorzüglich brauchbar bei solchen Gelegenheiten hat sich aus das neuerdings lebhaft in Aufnahme gekommene Lusttuch erwiesen. Es besteht aus einem viereckig, starken Gewebe, welches innenwärts mit einer Kautschuhschicht überzogen und dadurch luftdicht gemacht ist. Ein Hahn an einer Ecke gestattet, das Lässen aufzublasen und die Luft wieder hinaus zu drücken. Nach der Entleerung wird es zusammen gefaltet und in einem kleinen Taschen aus gleichem Stoff aufbewahrt, welches sehr wenig Raum in Anspruch nimmt. Nicht nur beim Sitzen, zum Stillen des Rückgrates, auch beim Liegen, zum Auflegen des Kopfes, kann das stets üble Kleid benutzt werden. Es kostet etwa fünfzig Mark. Als empfehlenswerthe Bezugsquelle wird uns die Firma A. Sachs, Gummiwaren-Fabrik, Berlin W, Leipziger Str. 33, genannt.

L. J. in Berlin.

**Einiges über Reise-Hygiene.** — Mit ruhiger Überlegung treffe man die nötigen Vorbereitungen, ohne sich dabei aufzutreiben, trete nur in völlig gefülltem Zustande die Reise an und fahre nicht Tage und Nächte ohne Unterbrechung. Wer nicht Erfahrung im Reisen besitzt, glaubt dadurch einen Vortheil zu gewinnen, muß aber nachher die Wahrnehmung machen, daß er seine Börsen auf Kosten seines Körpers geschont hat. Ein Arzt in einem großen süddeutschen Badeorte sagte einmal darüber, daß seine Patienten aus dem Norden, besonders Russen und Polen, die derartige Parforce-Touren lieben, gewöhnlich in solch' elenden Zustände ankommen, daß sie acht Tage brauchen, um sich von den Reisetrapazen zu erholen. Dann erst ist es dem Arzte möglich, daß Leiden, welches sie herführt, zu beurtheilen und ihnen Kurvorschriften zu geben. Wer gezwungen ist, während der heißen Tagesstunden zu fahren, besonders ältere Leute, die an Blutandrang nach dem Kopfe leiden, kann sich durch einen Eisbeutel große Erleichterung verschaffen, halb oder ganz gefüllt, je nachdem der Platz in der Handtasche es gestattet. In jedem Bahnhof und jeder größeren Bahnhoft-Wirthschaft bekommt man ihn frisch gefüllt. Es ist eine wahre Erquickung, sich Hände und Kopf daran zu fühlen; der Durst wird gemindert, und man kommt nicht in die unangenehme Lage, zu saltes Bier oder ungefundenes Wasser trinken zu müssen. Die gewohnten Mahlzeiten sucht man, so weit es angeht, inne zu halten, vermeide aber schwer verdauliche und unbekannte Gerichte. Für die Zwischenzeit verleihe man sich auch mit einem Imbiß, denn die unausgezehrte Bewegung auf der Eisenbahn regt den Appetit an. Es ist besser, im Coupe einen Rückplatz zu wählen, das heißt mit dem Rücken nach der Lokomotive zu sitzen, man ist da vor Zugluft, Dampf und lästigem Maschinenstaube möglichst geschützt. Die Berechtigung, ein Fenster entgegen der Windseite offen zu halten, lasse man sich nicht schmälen, ich ziehe sogar etwas Zugluft verbrauchter Stieluft vor, selbst auf die Gefahr hin, einen kleinen Schnupfen davon zu tragen. Man benutze jeden noch so kurzen Aufenthalt, um sich Bewegung zu machen; in fünf Minuten kann man schon einige Male den Peron auf und abgehen und die Lungen ausdehnen. Das Leben ist während der Fahrt durchaus zu vermeiden, für gesunde Augen schädlich, für schwache wahres Gift. Es erfordert eine Anstrengung der Sehnen, die Kopfschmerzen und migräneartige Unbehagen erzeugt. Ebenso vermeide man lange hinter einander auf die nächste Umgegend zu sehen, richte vielmehr den Blick darüber hinaus in die Ferne. Man beuge den Kopf nicht zu weit zum Fenster hinaus, der starke Zug kann heftige Augen- und Ohren-Entzündungen veranlassen. Bei einem Eisenbahn-Unglück soll man gleich die Füße auf die Polster nehmen, da durch das Zusammenstoßen der Bänke sehr häufig Beinbrüche erfolgen. Ich habe Gott sei Dank noch keinen solchen Unfall erlebt, führte aber immer in meinem Riementäschchen, sowie in der Handtasche eine Karte mit den nötigen Angaben über meine Person, sowie einer Adresse, an die in solchem Falle Nachricht zu geben wäre, mit mir.

Frau Dr. H. G. in Br.

### Verschiedenes.

Rauchdruck verboten.

**Morgen-Andacht.** Von Paul Höder. Siehe die Abbildung, Seite 133. — Eine Morgenstunde in einem holländischen Fischerhause. Die Männer liegen weit draußen auf der See, und Nächte über hat ein Sturm gerast und das Meer in allen seinen Tiefe gewaltig aufgeröhrt. Viel Unglück mag da geschehen sein, — aber noch ist keine sichere Kunde zum Lande gedrungen. Was Wunder, wenn sich indrüstiger denn sonst die Hände der beiden Frauen im kleinen Fischerhause halten, und wenn die Verlassenen mit bebender Lippe den Text des Bibelwortes nachflüstern: „Herr, mein Gott, Du bist bei uns in Roth und Gefahr!“ —

Nachdruck verboten.

## Von der weißen Erika.

Von Johannes Trojan.

Jetzt färbt die Heide sich rot, unendlich viele glänzende Blüthen-Glöckchen erschließen sich unter den glühenden Strahlen der Sommeronne. Hier überzog das Heidekrautrot weite Flächen, dort bildet es einzelne Blüthen-Rüschen an Waldrändern und auf Wiesen. Zwischen all dem roth schimmernden Kraut aber findet man auch einmal ein Strauchlein mit weißen Blüthen.

Weiß blühendes Heidekraut ist selten. Ich habe es nur drei Mal gefunden und zwar alle drei Mal in der Nähe des Ostsseestrandes, zuerst als Kind in Westpreußen, darauf in Pommern und im Mecklenburgischen. Im vorigen Jahre bekam ich weiße Heide geschenkt aus Tegel, wo sie an einer Stelle am Rande des Kiefern-Waldes in ziemlich großer Menge zu finden war. Im botanischen Garten zu Berlin wurde sie vor einigen Jahren in Töpfen cultiviert, und ich weiß nicht, weshalb unsere Gärtnner nicht auch diese reizende Spiel-Art züchten. Sie können sie dreist für eine Blume ausgeben, die „weit her“ ist.

Die weiße Erika ist eine Spiel-Art der gemeinen rothen, wie sie im Freien von selbst entsteht. Über die Ursache der Veränderung der Blüthen-Farbe ist man noch nicht im Klaren, doch scheint sie in einer besonderten Zusammensetzung des Erdbodens zu liegen. Das Charakteristische bei dieser Veränderung ist das gänzliche Fehlen des Harzstoffes, denn weiß erscheint dem Auge die ungefärbte Blume. Weiße Spiel-Arten finden sich häufig bei den Pflanzen, deren Blüthen in der Regel blau, rot oder violett sind, bei denen mit sonst gelben Blumen seltener. So sieht man hin und wieder weiße Korn- und Glodenblumen, weiße Wegwarte, weiße Taubendunkelblau, weißen Thymian und weiße Ochsenzunge. Auch die sonst rotentrothe Moor- oder Glodenheide, die auf dem Moorboden im westlichen Deutschland und bis nach Pontinen hinein vor der gewöhnlichen Heide ihre Blüthen entfaltet, kommt ab und zu einmal weiß vor. Ja, auch der Klee, den man nach seiner Blüthenfärbung den rothen Wiesenklee nennt, trägt öfters weiße Blumen. Ein eigenhümlicher Anblick! Weiße Blumen von rotem Klee nahm ich mit vom Kreideboden der Insel Rügen, wo sie auf Wiesen bei Sarnitz ziemlich häufig waren. Außerordentlich schön aber nimmt sich die sonst leuchtend amaranthotrothe große Distel aus, wenn sie einmal schneeweiß blüht. So habe ich sie aber nur ein Mal gefunden. Unter unseren Gartenblumen spielen die weißen Arten, die durch Samen sich fortpflanzen, eine große Rolle und werden besonders angeführt in den Katalogen der Handelsgärtner.

Nicht auf die Blumen beschränkt sich das Weißwerden, es erstreckt sich zweitens auch auf die Früchte. So trägt die gemeine Heidelbeere statt der schwarzblauen mitunter auch weiße Früchte, und in verschiedenen Gegenden gibt es Orte, an welchen „weiße Blaubeeren“ regelmäßig gefunden werden.

Zummer erscheint die weiße Blume vornehmer als die rothe, blaue, violette oder gelbe. Besonders wenn sie von ihren farbigen Genossinnen umgeben ist. Ist Rosa sonst ihre Farbe, so gleich sie dem „Schneeweissen“ des Märchens, im Gegenzug zu dem Schwestern „Rosenrot“. „Rosenrot“ ist auch hübsch, aber „Schneeweissen“ nimmt sich doch seiner aus. Im Niederdeutschen heißt es „Sneewittchen“.

Ganz besondert lieblich, fein und vornehm ist mir unter Allem, was einmal weiß blüht, immer die weiße Erika erschienen. Ihr einmal zu begegnen, hielt ich stets für ein Glück. Und der Volksglauke sagt auch, wie ich vermuthe ganz richtig: „Weiße Heide zu finden, bedeutet Glück.“ Deshalb mögen wohl Liebende einander dergleichen schenken. Von dem verstorbenen Kaiser Friedrich wird erzählt, daß das erste Liebeszeichen, welches die Prinzessin Victoria von England von ihm empfing, ein Zweiglein weißer Erika war.

Unter den Frauen-Namen nach Blumen, deren wir leider nur so wenige haben, ist Erika einer der hübschesten. Man mag dabei an rothe oder weiße Erika denken, je nachdem die äußere Erscheinung der Trägerin des Namens ist, — niemals aber können wir eine Erika uns anders als anmutig und zierlich denken.

Der wohlsligende Name Erika liefert einen Beweis dafür, wie etwas ursprünglich Falsches durch die Macht des Gebruches allmälig zu Ausehen und Recht kommt. Bei richtiger Betonung müßte der Ton auf der zweiten Silbe des Wortes liegen. Wir legen ihn aber auf die erste, und daran ist nichts mehr zu ändern. Nein, allen Grammatikern zum Trotz wollen wir keine Erika mehr mit dem Ton auf der zweiten Silbe haben! —

## Haus-Maus.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Die Hausssee.** — „Hausssee? Uebernatürliche Wesen in unserer nächsten, aufgelärteten Zeit!“ Also höre ich Dich, liebe Leserin, anrufen, und muß gar fürchten. Dein Mund verzerrt sich zu Spott, und Du meinst geringschätzend: „Was kann da wohl, — als unserem fühlenden Jahrhundert angemessen, — zum Vorschein kommen?“ Aber genach! — Vor kurzem nahm die Fee, von der wir sprechen möchten, ihren Weg zu dem vollständig ausgestatteten Heim einer vornehmen jungen Frau unserer Bekanntheit. Sie traf gerade dort ein, als die Herrin beim Mustern ihrer kostbar ausgestatteten Gemächer in hellen Zorn, ja in förmliche Verzweiflung geriet. Den allerhöchsten Wirtswort hatte ihr der Verstand des Dieners, und die Ungeheuerlichkeit der Rose sogar erheblichen Schaden in den Pendants der Kamin-Garnituren, in den Schaustückern auf Standmöbel-Simsen und Borden und überall da zu Wege gebracht, wo die Luxus-Geräthe mit feiner Berechnung aufgestellt waren. Die erregte junge Frau ward immer eisriger, so ernstlich böse wurde sie zum Schlusse, und der schlimme Anger entsprach ihr eine Fluth von heimlichen Thränen.

Der Fee entging diese Erregung nicht; sie las auch das Entstehen eines Vorfalls der jungen Frau vom Antlitz ab, und als diese jetzt in Person Hand anlegte, redete sie, — etwas kühn zwar und überraschend, — allenhalben mit drin, half diese Rose dorthin und jenseit auf die andere Seite entsprechend plazieren und unterwies ihren Schützling zugleich in allen erforderlichen Regeln des guten Geschmackes. Frau Melanie wünshte zu trainieren, doch sie folgte willig, als sie ja rasche, willkommene Erfolge gewahrte. „So ist's schön, — ja wohl,“ rief sie enthusiastisch, „so hatte ich es mir im Vorans gedacht! Dein Geschmack entspricht dem meinigen auf ein Haar! So eine Bedientenseele ist doch wirklich gut zu dumm, — warum kann denn

die es nicht ebenfalls begreifen? Wahrlieb, sie soll meine ganze Strenge fühlen!“

Doch nun wurde sie plötzlich kläglich, ja fast schamhaft blieb sie auf die dienstbereite kleine Fee, als gereue es sie hinterher, deren Beistand entgegengenommen zu haben.

„Wer bist Du denn eigentlich?“ erkundigte sie sich. — Die Fee wurde weder verblüfft noch verlegen, verbogte sich artig und tief nach feiner Damen Weise und sprach: „Ich heiße Orduna und bin von der Natur so glücklich beansprucht, mich bei der hinreichenden Pflege durch Dritte auf allen Gebieten heimisch machen zu können. Es versteht nur nicht Jeder mit mir umzugehen. Manchmal werde ich auch leicht unbedeckt, denn ich lebe nicht ohne Anhang; mein Zwillingssbruder, der Stundenzeiger, sucht mit Begier meine Nähe, und dieser Anhang wird für die, welche mich bei sich dulden, leicht lästig. Wer mein Werk zu ergründen versteht, den belohne ich, indem ich ihn in die Regeln des guten Geschmackes einweiche, vorausgesetzt freilich, daß er Anlage zum Verständnis durch feinfühligen Sinn, eine leichte und geschickte Hand, Empfinden für das Schön in der Kunst und eine gewisse Sorgfalt mir entgegenbringe; ohne diese ist nichts zu erreichen. Schilt darum nicht Deine Dienerschaft, sondern lass nicht ab, wie Du eben thatest, Deine kostbaren Güter, an deren Erhaltung und geschmackvollen Schaffung Dir gelegen ist, in Deine persönliche Obhut zu nehmen....“

Es schien, als verstimmte es die junge Frau, so gründlich von der winzigen Fee zurechtgewiesen zu sein, denn sie unterbrach sie hier und rief in einem Hochmut:

„Ich glaube fast, Dein Anstreben an mich geht so weit, daß ich die Gehilfin meiner Dienerschaft fortan und für alle Zukunft werde, denn mir scheint, Du theilst die Ansicht, daß die Tüchtigkeit der Hausfrau ihren Gradmesser an deren Geschäftigkeit finde!“

„Halt' ein, Erdenkind,“ wehrte mit ernster Miene die Fee. „Bist Du wirklich so verblendet, zu meinen, ich könnte mich für die von früh bis spät herumwirksenden Frauen vom Hause begeistern? Bewahre! Meinem Ideal gleicht am ehesten diejenige Frau, welche den Platz richtig auszufüllen im Stande ist, den die gesellschaftlichen Verhältnisse ihr zugewiesen; diejenige, welche ihren Kopf an Denken gewöhnt und ihr Auge schärft und mit Hilfe Beider bestrebt ist, besonnen zu urtheilen, den Zwecken die Mittel anzupassen, umstichtig anzutreden, — mit einem Worte, die zu disponieren und sich darin zu üben versteht!“

„Das lädt sich hören,“ warf die junge Frau ein. „Ich hatte Dich vorhin im Verdachte, mir Dinge aufzubürden zu wollen, die....“

„O nein! Was Du den Schultern der Dienersin unbeschadet aufbürden kannst, sollte niemals die Deinen belasten! Doch besiehlige Dich, genau zu sondiren. Was Dir und mancher Deiner Mitschwester wichtig scheint, ist es in Wirklichkeit nicht, und umgekehrt. Für Dich bilden diese Kunsthäcker, wie Du deutlich erkennen läßt, einen Reichthum, der Dich bewegt, ihm Deine persönlichen Kräfte zu leihen. Wohl ihm und Dir! Hast Du aber bedacht, daß sie noch bei weitem nicht die höchsten Schätze sind, denen Du gerodigt bist. Deine Person in Pflichttreue zu widmen?“

Frau Melanie verstand die Kleine wohl. Die nämliche, unverständige Dienerschaft, die nach ihrer Überzeugung unangängig war, ihre Kunste gegenstände zu behandeln und zu behüten, — wurde sie nicht Tag für Tag sorglos für würdig erklärt, die körperliche und seelische Pflege ihrer beiden noch sehr jungen Kinder zu übernehmen?

Doch die Fee wollte ihr, wie sie mit Dankbarkeit fühlte, eine Demütigung ersparen. Melanie bekannte sich heimlich für schuldig, besorgter um ihre Rippen und pottes choses im Salon, als um das seelische Gediehen der Lieblinge im Kinderzimmer bisher gewesen zu sein. Es sollte fortan aber anders werden!

„Mache Dich heimlich bei mir, Du sollst mir willkommen sein, Fee,“ sprach sie. „Ich singe an, einzuhören, Dein Beistand wird mir nützlich werden. Deine Gegenwart wird mich vieles Erstaunliche lehren....“

Das Bündniß zwischen Frau Melanie und der Fee kam zu Stande. Das Haus der jungen Frau wird seitdem von einer musterhaften Ordnung beherrscht. Nicht nur den Rippen und Statuetten widmet sie ihre persönliche Aufmerksamkeit, ähnlich wie ihr wachsames Auge dem gesammten Haushofen gehört, sondern sie weicht jede verfügbare Stunde auch ihrem höchsten und kostbarsten Gut, — ihrer Familie! Das ist das Werk der Fee. —

Überzeugt Dich selbst, geschätzte Leserin, von dem Gesagten. Ich weiß genau, Frau Melanie gehört zu Deinem Bekanntenkreise. Siehst Du beim nächsten Besuche in ihren Salons die Sims-Dekorationen in geschmackvoller Anordnung stehen, und hast Du Deine Freude am gesitteten und bescheidenen Betragen ihrer Kinder, so denke an die Hausssee, die dort unsichtbar waltet, und erinnere Dich freundlich dieser kleinen Geschichte.

Zweifelst Du noch, daß sie wirklich passirt ist?

Tony Pauly.

**Früchte zu glacieren.** — Reine Clauden, Birnen, Apricosen, Pärsische, blonde Pflaumen werden gepflückt, sobald sie vollkommen reif sind, sich aber noch fest anfühlen. Man schneidet die Stiele zur Hälfte ab und durchsticht das Obst etwa zehn Mal centimeterweit mit einer starken Nadel, wirft es in eine Kasserole, die so weit mit kaltem Wasser gefüllt ist, daß dasselbe drei bis vier Finger breit übersteht und setzt es auf's Feuer. Sobald das Wasser so heiß geworden, daß es unmöglich ist, den Finger hinein zu halten, zieht man das Geschirr zurück, giebt auf 1,500 Gr. Zucker 8 Gr. Salz, läßt es zugedeckt eine Stunde ruhig stehen, setzt es dann wiederum auf's Feuer, verstärkt dieses ein wenig und wartet, bis die Oberfläche des Wassers, — daß nicht austrocknen darf, — sich zu fränkeln beginnt, und die Früchte in die Höhe steigen. Beginnen diese zu schwimmen, nimmt man die Stiele einzeln heraus und legt sie in kaltes Wasser, läßt sie, — erkalten, — abtropfen und packt sie in eine Terrine. Inzwischen wird eine entsprechende Quantität Zucker, — je Pfund auf Pfund, — zum dritten Grade eingekocht (der Zucker muß, durch den Schaumlöffel geklopf, kleine Strähnen bilden) und dieser Syrup losend über die Früchte gegossen, die verdeckt bis zum nächsten Tage stehen bleiben. Nach Verlaufe dieser Zeit wird der Zucker abgegossen und, diesmal zum vierten Grade aufgekocht, wieder auf das Obst gegeben, ein Verfahren, das nach abermals vierundzwanzig Stunden zum dritten Male erneuert wird, und zwar in der Weise, daß der Zucker zum fünften Grade eingekocht ist, d. h., große Blasen wirft, und sich, an dem hineingetauchten Löffelstiele hantend, zu einer Kugel drehen läßt. Wenn die Früchte weitere achtundvierzig Stunden in diesem Syrup gestanden haben, sind sie zum Candiren fertig, man läßt sie auf einem Siebe abtropfen, legt sie auf eigens zu diesem Zwecke angefertigte kleine Drahtgestelle, läßt sie im Ofen trocknen und bewahrt sie, bis zum Gebrauche verpackt, in Blechdosen oder fest geschlossenen Gläsern.

Alle Confiture bestehen zur Herstellung der Pasten, glacirte Früchte zu, besondere Trockenösen, kleine scharlachrote Rosinen, die vermittelst einer Lampe oder Heizung von Kohlenstaub eine dauernde, gleichmäßige Wärme von 20 bis 40 Grad erhalten. Es kann auch eine Wärmeöhre als Trockenösen benutzt werden, doch muß auf die angegebene Gradzahl geachtet werden, da das Trocknen langsam erfolgen soll.

E. v. G.

XVII. Jahrg., Heft 17.

Nachdruck verboten.

**Salzgurken einzulegen.** — Man füllt gewaschene, getrocknete Gurken in einen Kübel (nach Art der Krautkübel, deren Inhalt mittelst einer durch die beiden Handhaben geleiteten Schraube wiedergepreßt wird), legt unter und zwischen die Gurken nach Belieben Weichselblätter, Bündel von Dillkraut u. s. w. nach Geschmack auch etwas Gewürz und füllt scharf gesalzenes Wasser auf, sobald dieses wenige Finger hoch über den Gurken steht, breitet ein reines Leinentuch darüber, legt die passenden Bretter darauf, setzt die Schraube ein und dreht sie soweit zu, daß die Gurken gut niedergedrückt werden. Man stellt den Kübel an einen warmen Ort, bis die Gärung eintritt und der Inhalt zu sauer beginnt; dann bewahrt man sie in einem kühlen, aber trocknen Raum auf. Das Tuch, die Bretter und die Seitenänder des Kübels müssen, wie bei Sauerkraut, immer gereinigt, ebenso muß die Lage von Zeit zu Zeit abgegossen und wenn nötig durch Salzwasser ergänzt werden. Das zwischengelegte Dillkraut kann bei Bedarf wie frisches zu Saucen u. s. w. verwendet werden.

Auf diese Weise bereitete Gurken sind von angenehm-säuerlichem Geschmack, nicht so scharf wie Eßgurken und halten sich bei sorgfamer Behandlung bis zum Frühjahr. Auch haben sie vor dem Fächer oder Gläsern eingelegten Salzgurken den Vortheil, daß man davon nach Bedarf herausnehmen kann, ohne daß der zurückbleibende Inhalt sehr roth verbraucht werden muß, wie dies bei den anderen Bereitungsarten unvermeidlich ist.

Hausmutterchen in Südb-Ungarn.

**Unsere Plätzchen im Freien** sind häufig sehr bequem, namentlich lädt sich auf den Balkons, die wie Schwabennester an den Häusern stehen, meistens nur ein Stuhl plazieren. Kann dieser nach Bedürfnis verdoppelt werden, so ist für die Bequemlichkeit viel gewonnen. Manche unserer Leserinnen dürfte sich daher für einen neu konstruierten Stuhl interessieren, der aus Holzstäben in gesälliger Form gefügt, zu einer Bank aueinander gehoben wer-



den kann, auf der zwei Personen bequem Raum finden. Die Stäbe der Bank stehen natürlich von einander ab, während sie an dem Stuhl dicht zusammenliegen. Auch die erste Abbildung des Beiblattes zeigt ein geschmackvolles und wenig Platz forstnehmendes Mobiliar für Balkon und Veranda.

F. G.

## Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

### Fragen.

**Goldene Borden.** — Auf welche Weise lassen sich goldene Borden und Tassen reinigen? M. v. S. Saarburg.

**Regenwürmer.** — Wie vertreibt man Regenwürmer aus Blumentöpfen? Lotte M. in Bremen.

### Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Geschätzte Eichenmöbel (56).** — Die Behandlung der Eichenmöbel bietet nach meiner Erfahrung gar keine Schwierigkeit. Ich lasse die meinigen mit einem feuchten Lederlappen, beim großen Reinmachen auch mit etwas Petroleum oder Spiritus abreiben. Einen Tisch, der infolge langen Gebrauches jede Spur von Glanz verloren hatte, haben wir selbst aufgewacht. Ich hat weißes Wasch in einen Topf mit Benzin, ließ es zugedeckt einige Stunden stehen, rieb dann den Tisch mit einem in die milchig aussehende Lösung getauchten Pinsel oder Lappen ein und ließ mit einer Bürste längere Zeit kräftig nachbürsten. Der Tisch erhielt dadurch wieder einen schönen, gleichmäßigen stumpfen Glanz.

Franz B. K. in St.

**Marmor reinigen (64 u. 128).** — Die gründliche Reinigung des Marmors kann nur durch Schaben mit Seifenwasser oder durch Zuzah von etwas Flektwasser (Chlor und Balsam aufgebrüht, durch ein altes Tuch gegossen und warmem Wasser in kleiner Quantität beigegeben) erfolgen, doch darf dieselbe nicht zu häufig wiederholt werden, da sonst die Steine immer poröser und dadurch nur um so schneller schmutzig werden. In Holland werden Marmortischböden durch einen Anstrich mit Schlemmkreide weiß erhalten, den wir auch Ihnen empfehlen möchten. Man löst zu diesem Zwecke Schlemmkreide in Wasser auf, giebt dasselbe ab, sobald die Kreide genügend erweicht ist, was etwa nach Verlaufe einer Stunde der Fall, und streicht nun mit einem großen Pinsel die breitartige Flüssigkeit gleichmäßig auf die Fliesen, die schnell trocknen müssen und am besten so lange nicht betreten werden dürfen.

Franz Prof. E. K., Berlin.

**Marmor zu reinigen (64 u. 128).** — Staub- und Schmutzreste lassen sich durch Wasser und Seife mit einer steifen Bürste fortnehmen. Ist der Marmor durch die Länge der Zeit unansehnlich geworden, so bereitet man aus einer Seifenlösung und ungelöschenem Kalk eine etwas dickflüssige, rahmige Mischung, welche mit einem Pinsel auf die Platte aufgestrichen wird. Nachdem dieser Auftrag etwa 24 bis 30 Stunden auf den Stein eingewirkt hat, entfernt man ihn und wäscht den Marmor mit Seifenwasser nach, der nun wieder rein und schön erscheint. Bei gelb gewordenem Marmor, besonders auch an Kaminen, empfiehlt sich ein Abreiben mit einer Chloralkali-Lösung (60 Gramm in einem Liter Wasser) und nach Verlauf von etwa zwei Stunden ein Nachwaschen mit reinem Wasser.

R. K., Tübingen.